

Fachhochschule Nordwestschweiz FHNW
Hochschule für Soziale Arbeit HSA
Bachelor-Studium in Sozialer Arbeit
Olten

Hegemoniale Männlichkeit in der stationären Jugendhilfe: Notwendigkeit eines professionellen Umgangs

Bachelor-Thesis vorgelegt von
Noe Schmöller
Matrikel-Nr. 21-475-421

Eingereicht bei
Nathalie Pasche, MA
Olten, 06. Januar 2025

Abstract

In dieser Bachelorthesis wird die Bedeutung eines professionellen Umgangs von Fachpersonen mit Männlichkeit(en) in der stationären Jugendhilfe untersucht. Basierend auf einer umfassenden Literaturrecherche werden zentrale theoretische Konzepte wie «hegemoniale Männlichkeit» und «doing gender» analysiert, mit verschiedenen Studien verknüpft und auf die Praxis in der stationären Jugendhilfe übertragen. Die Arbeit zeigt auf, wie Männlichkeitsbilder auf struktureller Ebene, auf der der Fachkräfte-Ebene sowie auf der Adressat:innen-Ebene in der stationären Jugendhilfe geprägt und reproduziert werden. Dabei wird die aktuelle Studienlage, welche überwiegend auf qualitativen und ethnografischen Untersuchungen basiert, kritisch hinterfragt. Diese Studien bieten zwar wertvolle Einblicke, verdeutlichen jedoch die Notwendigkeit breiter angelegter Validierungen und Aktualisierungen. Die Ergebnisse dieser Bachelorarbeit verdeutlichen das Fortbestehen von Strukturen und Mechanismen, die hegemoniale Männlichkeit in der stationären Jugendhilfe verdecken, stabilisieren und dadurch soziale Ungleichheit schaffen. Abschliessend werden Impulse für einen professionellen Umgang mit Männlichkeit(en) für die Praxis, die Lehre und Forschung der Sozialen Arbeit formuliert.

Inhaltsverzeichnis

1.	Einleitung	1
2.	Grundlegende Konzepte und Begriffe	6
2.1.	Definition und Konzeptualisierung von Geschlecht	6
2.2.	«Doing gender»: Geschlecht als soziale Praxis	7
2.3.	Männlichkeit(en) als pluralistische und soziale Konstruktion.....	9
2.4.	Hegemoniale Männlichkeit und ihre Bedeutung in der Sozialen Arbeit	11
2.4.1.	Theoretische Grundlagen und Konzepte hegemonialer Männlichkeit	12
2.4.2.	Negative Auswirkungen eines hegemonialen Männlichkeitsbildes	15
2.4.3.	Bedeutung für die Soziale Arbeit	16
3.	Geschlechterverhältnisse und Geschlechterrollen in der Sozialen Arbeit	18
3.1.	Historische Entwicklung der Sozialen Arbeit als «Frauenberuf».....	18
3.2.	Männlichkeit(en) und «Mann-sein» in der modernen Sozialen Arbeit	21
3.2.1.	Konstruktion von Männlichkeit(en) in der Sozialen Arbeit	22
3.2.2.	«Mann-sein» in der Sozialen Arbeit.....	25
4.	Männlichkeit(en) in der stationären Jugendhilfe	27
4.1.	Begriffsklärung: Stationäre Jugendhilfe	27
4.2.	Lebensphase Jugend	28
4.2.1.	Entwicklungsaufgaben und Identitätsentwicklung im Jugendalter	28
4.2.2.	Konstruktion von Männlichkeit(en) im Jugendalter	30
4.3.	Konstruktion und Reproduktion von Männlichkeit(en)	32
4.3.1.	Lebenslagen und ihre Verbindung zu Männlichkeitskonstruktionen.....	32
4.3.2.	Reproduktion und Dekonstruktion durch Fachkräfte und Institutionen.....	33
5.	Kritische Analyse und Beantwortung der Fragestellung	37
5.1.	Strukturelle Ebene	37
5.2.	Fachkräfte-Ebene.....	39
5.3.	Adressat:innen-Ebene	40
5.4.	Synthese der Argumente.....	40

5.5. Kritische Reflexion der Studienlage	43
6. Fazit.....	47
7. Literaturverzeichnis	51
8. Eigenständigkeitserklärung	55

1. Einleitung

Diese Arbeit beschäftigt sich mit den derzeit viel diskutierten und sich wandelnden Bildern von Männlichkeit. Bereits in den 1980er- und 1990er-Jahren wurden in feministischen Diskursen vermehrt Forderungen nach einem Wandel im männlichen Bewusstsein und Verhalten laut. Nach ersten Schritten der Frauen wurde immer deutlicher, dass sich auch Männer in Bewegung setzen müssen. Dabei wurde jedoch nicht von einer «Emanzipation», sondern von einer «Transformation des Mannes» gesprochen. Diese Transformation bezieht sich auf die Ablösung und Befreiung von der historischen Hypothek männlicher Dominanz und die Formung einer eigenen Entwicklungsperspektive. Die Idee des «neuen Mannes» prägte die entstehende Männerforschung der 1990er-Jahre. Der erhoffte Aufbruch der Männer blieb jedoch weitgehend aus. Empirische Untersuchungen, die im Kontext der Männerdiskurse entstanden, zeigen, dass Jungen und Männer nicht durchweg bereit sind, diesen Wandel aktiv voranzutreiben (vgl. Böhnisch 2013: 9). Im Gegenteil – Parteien und Bewegungen aus dem rechten politischen Spektrum rücken vermehrt antifeministische Ideologien und damit ein «starkes», traditionelles Männerbild in den Mittelpunkt ihrer Agenda (vgl. Kalkstein/Pickel/Niendorf 2024: 175). Vor diesem Hintergrund überrascht es nicht, dass auch heute noch etwa ein Viertel der deutschen Bevölkerung antifeministische und sexistische Einstellungen vertritt (vgl. ebd.: 167). Dies verdeutlicht, dass Jungen und Männer mit komplexen und in sich widersprüchlichen Bewältigungsproblemen konfrontiert sind, mit denen sie sich im Spannungsfeld zwischen traditionellen Männlichkeitsbildern, Geschlechternivellierung und anhaltendem feministischen Misstrauen auseinandersetzen müssen (vgl. Böhnisch 2013: 9f.).

Doch nur einen Bruchteil der Problematiken, die mit «Männlichkeit» verbunden sind, spiegeln sich in der persönlichen Auseinandersetzung und den Herausforderungen, mit denen sich Männer in Bezug auf ihre männliche Identität konfrontiert sehen, wider. Ein Bericht aus der «Zeitdiagnose Männlichkeit Schweiz» unterstreicht die zentrale Bedeutung von Männlichkeit in der heutigen Gesellschaft: Die Autor:innen Thym et al. (vgl. 2021: 12) weisen darauf hin, dass die Männlichkeitsforschung in der Schweiz bislang wenig Beachtung findet, obwohl eine vertiefte Auseinandersetzung dringend notwendig wäre. Thym et al. betonen, dass Männlichkeit in ihrer sozialen und kulturellen Verwobenheit eine zentrale Rolle in verschiedenen Krisen spielt: bei Geschlecht, Sexualität, Familie, Rassifizierung, Ökologie, Ökonomie, (Post)Kolonialismus, Bildung und weiteren Bereichen. Daher ist ein fundiertes Verständnis von Männlichkeit von grosser gesellschaftlicher Relevanz und erfordert eine differenzierte Auseinandersetzung. Diese Krisen können nur dann erfolgreich bewältigt werden, wenn ihre Ursachen und die Verflechtung mit anderen gesellschaftlichen Entwicklungen erklärt und verstanden werden. Und nicht selten liegen diese von Thym et al. (vgl. ebd.) angesprochenen Krisen und deren Bewältigung im Aufgabenbereich der Sozialen Arbeit.

Aber auch die Soziale Arbeit ist nicht frei von der angesprochenen Verwobenheit und den stereotypischen Geschlechtererwartungen. Dies wird besonders bei der Betrachtung der Entstehungsgeschichte dieses Berufsfeldes deutlich. Die Soziale Arbeit als Profession hat ihren Ursprung in den Sozialen Bewegungen des 19. und frühen 20. Jahrhunderts (vgl. Hering 2006: 18). Besonders einflussreich war die bürgerliche Frauenbewegung, die durch die Einrichtung von Kursen und Ausbildungsstätten massgeblich zur Professionalisierung der Sozialen Arbeit beitrug (vgl. ebd.: 21). Damit die Frauen Zugang zur Berufstätigkeit für sich beanspruchen konnten, übertrugen sie die erzieherischen, pflegerischen und fürsorgerischen Zuschreibungen der Mutterrolle auf die wohlfahrtsstaatlichen Aufgaben. Daraus entwickelte sich der Begriff der «geistigen Mütterlichkeit» (vgl. ebd.: 24). In der Folge wurden geschlechterspezifische Leitbilder wie «die Mutter» oder «die Schwester» prägend für die Rollenzuweisungen innerhalb der Sozialen Arbeit (vgl. ebd.: 23f.).

Bis heute hält sich eine klare genderspezifische Rollenverteilung innerhalb der Sozialen Arbeit, wie eine Studie von Petra Ganß (vgl. 2011) zeigt. Von den Männern wird erwartet, dass sie Stärke, Durchsetzungskraft, Mut, Führungskompetenz und eine hohe Bereitschaft zur Übernahme von Verantwortung zeigen (vgl. ebd.: 332). Zudem sind Männer häufiger in Arbeitsfeldern tätig, in denen diese Eigenschaften gefordert werden, wie etwa der offenen Jugendarbeit. Dagegen arbeiten sie kaum in «weiblich» konnotierten Bereichen, wie der Altenhilfe oder in Kindertagesstätten (vgl. ebd.: 315). Und selbst in einem frauendominierten Berufsfeld wie der Sozialen Arbeit haben Männer höhere Chancen, Führungspositionen zu erreichen (vgl. ebd.: 338). Männlichkeit und die damit einhergehenden Zuschreibungen werden also auch hier als Ressource gehalten (vgl. ebd.: 346f.).

Die Ungleichheit, die sich auf der Ebene der Fachkräfte abzeichnet, scheint zudem von den Professionellen auf die Adressat:innen der Sozialen Arbeit übertragen zu werden. Eine Studie von Jan Wienforth (vgl. 2015: 171) verdeutlicht, dass ein erhebliches Potenzial zur Reproduktion bestehender heteronormativer Geschlechterkonstruktionen durch die professionellen Orientierungen der Fachkräfte besteht. Die Ergebnisse der Studie zeigen, dass Fachkräfte in der Jugendarbeit oft unbewusst dazu tendieren, hegemonial-männliche und heteronormative Geschlechterbilder zu verstärken. Diese reproduktive Tendenz ist auf die Verankerung stereotyper Geschlechtervorstellungen im professionellen Habitus der Fachkräfte zurückzuführen. Durch die unbewusste Reproduktion solcher Bilder werden traditionelle Geschlechterrollen verfestigt und die Vielfalt an Verhaltensmöglichkeiten für Jungen eingeschränkt. Diese beiden Studien verdeutlichen, dass das Distinktionsmerkmal Geschlecht und die damit verbundene Thematik der Männlichkeit insbesondere in der Praxis der Sozialen Arbeit nach wie vor unzureichende Beachtung findet.

Gerade in der Adoleszenz sind Jugendliche besonders empfänglich für vorgelebte Geschlechterbilder, da sie sich intensiv mit der Bildung ihrer eigenen Identität auseinandersetzen (vgl. Jungbauer 2017: 189). Diese Identitätsbildung wird stark von Geschlechterverhältnissen sowie der sozialen Konstruktion und Herstellung von Geschlecht beeinflusst (vgl. King 2022: 21). Die Adoleszenz stellt in Bezug auf die Ausbildung von Geschlecht also einen besonders vulnerablen Lebensabschnitt dar. Für Fachkräfte der Sozialen Arbeit bedeutet dies, dass sie in dieser Phase einen erheblichen Einfluss auf die Herstellung von Geschlecht bei ihren Adressat:innen ausüben. Daher ist es essenziell, dass sie über einen professionellen Umgang mit dieser Thematik verfügen. Dies gilt insbesondere in der stationären Jugendhilfe, wo die Fachkräfte als wichtige Bezugspersonen für die Jugendlichen eine zentrale Rolle einnehmen (vgl. Remiorz 2021: 232).

Die Aufgabe der Sozialen Arbeit im Umgang mit Männlichkeit geschieht nach Meuser (vgl. 2022a: 383) auf zwei Ebenen. Einerseits sollten Sozialarbeitende auf Fachkräfte-Ebene reflektieren, wie ihr eigenes professionelles Handeln – oft unbewusst – durch persönliche Männlichkeitskonstruktionen beeinflusst wird. Andererseits sind Fachkräfte auf Adressat:innen-Ebene gefordert, bei ihren männlichen Adressaten Probleme im Kontext der Geschlechtszugehörigkeit zu analysieren. Dabei gilt es, die gesellschaftlichen Herausforderungen durch tradierte Männlichkeitsmuster sowie die zunehmende Verunsicherung, insbesondere junger Männer, in den Blick zu nehmen. Auf Grundlage der dargestellten Studienergebnisse sowie der Aufgaben, die Meuser der Sozialen Arbeit zuschreibt, wird die Relevanz der Thematik für die Soziale Arbeit und insbesondere für die stationäre Jugendhilfe deutlich.

Seit 2020 arbeite ich in verschiedenen stationären Einrichtungen der Kinder- und Jugendhilfe in der Schweiz. Die beschriebene Thematik habe ich auch in der Praxis bei den Mitarbeitenden und Jugendlichen beobachtet, was den Ausgangspunkt meines Erkenntnisinteresses bildet. In den Wohngruppen stellt das Thema «Männlichkeit» eine zentrale Herausforderung dar. Viele der Jungen zeigen ein traditionelles Männlichkeitsbild, das sich durch die Abwertung des Weiblichen und die Betonung von Stärke äussert. Besonders weibliche Mitarbeitende haben Schwierigkeiten in der Zusammenarbeit mit diesen Jugendlichen. Aussagen wie «Ich lasse mir nichts von Frauen sagen» prägen den Alltag. Oft liegt es an männlichen Fachkräften, die Jugendlichen darauf hinzuweisen, Frauen den gleichen Respekt entgegenzubringen wie Männern. In Eskalationssituationen werden gezielt «starke» Männer hinzugezogen, die dem Männlichkeitsbild der Jugendlichen entsprechen. Diese Massnahmen scheinen jedoch die bestehenden Männlichkeitsbilder der Jugendlichen zu reproduzieren. Ein Bewusstsein der Fachkräfte für die Reproduktion von Männlichkeitsstereotypen, eine Reflexion des eigenen Männlichkeitsbildes sowie eine theoretische oder institutionelle Auseinandersetzung mit diesen Themen scheinen hier, wie auch die zuvor genannten Studien beschreiben, weitgehend zu fehlen.

Deshalb untersucht diese Bachelorarbeit, wie Geschlechterkonzepte und hegemoniale Männlichkeit im professionellen Selbstverständnis von Fachkräften der Sozialen Arbeit verankert sind. Neben der Ebene der Fachkräfte greift die Arbeit auch die zweite Ebene der Adressat:innen von Meuser auf. Das ist jedoch nicht möglich, ohne die strukturelle Verwobenheit auf institutioneller Ebene kritisch zu beleuchten. Deswegen erweitert diese Arbeit das Zwei-Ebenen-Modell von Meuser um eine dritte, die strukturelle Ebene.

Darüber hinaus soll die Arbeit zu einer kritischen Auseinandersetzung mit gesellschaftlich geprägtem, kategorialen Denken im Kontext hegemonialer Männlichkeit und zur Reflexion über die Reproduktion männlicher Stereotypen anregen. Im Spezifischen zielt die Arbeit darauf ab, einen Beitrag zur Professionalisierung der Sozialen Arbeit in der stationären Jugendhilfe zu leisten.

Im Rahmen dieser Bachelorarbeit wird daher die folgende Forschungsfrage analysiert, um einen Beitrag zur Zielsetzung der Arbeit zu leisten: **«Welche Rolle spielt ein professioneller Umgang von Fachkräften mit Männlichkeit(en) in der stationären Jugendhilfe und warum ist er von zentraler Bedeutung?»**

Die Untersuchung der Forschungsfrage erfolgt im Rahmen der Methode einer reinen Literaturliteraturarbeit, anhand einer systematischen Literaturrecherche und -analyse, ohne die Erhebung eigener empirischer Daten. Der primäre Fokus der Untersuchung liegt auf der Schweiz und ihrer stationären Jugendhilfe. Aufgrund der begrenzten Datenlage zur Situation in der Schweiz werden, wo benötigt, ergänzend Literatur aus dem deutschsprachigen Raum sowie weltweit anerkannte Konzepte, wie das der hegemonialen Männlichkeit, herangezogen. Die Literaturrecherche stützt sich hauptsächlich auf die von der Fachhochschule Nordwestschweiz (FHNW) bereitgestellten wissenschaftlichen Datenbanken. Die Auswahl der Literatur erfolgt dabei anhand klar definierter Kriterien.

Einschlusskriterien:

- Relevanz für das Thema
- Aktualität (vorzugsweise Literatur der letzten zehn Jahre)
- Wissenschaftliche Qualität
- Bezug zum deutschsprachigen Raum

Ausschlusskriterien:

- Literatur, die das Thema nur am Rande behandelt
- Veraltete oder nicht-wissenschaftliche Quellen
- Keine übertragbaren Erkenntnisse für den Kontext der Sozialen Arbeit

Zur Analyse werden sowohl Primärquellen wie grundlegende Werke zur hegemonialen Männlichkeit, als auch Sekundärliteratur herangezogen, um verschiedene Perspektiven und empirische Erkenntnisse aus der Sozialen Arbeit einzubeziehen. Der Schwerpunkt der Literaturanalyse liegt auf zentralen Themen, Theorien und aktuellen Studien der Praxis der Sozialen Arbeit. Insbesondere die Konzepte «hegemoniale Männlichkeit» und «doing gender while doing work» spielen eine zentrale Rolle.

Die Arbeit beginnt mit der Einführung in die zentralen Begriffe und Konzepte, um eine theoretische Grundlage für die folgenden Kapitel zu schaffen. Im Anschluss werden die Themen Männlichkeit und Soziale Arbeit historisch aufgearbeitet und moderne Geschlechterrollen und Männlichkeitskonstruktionen innerhalb des Berufsfeldes analysiert. Darauf aufbauend wird spezifisch auf die stationäre Jugendhilfe eingegangen. Dabei werden das Jugendalter und die Konstruktion von Männlichkeit bei Jugendlichen näher beleuchtet. Im nächsten Schritt erfolgt die Beantwortung der Fragestellung anhand einer Synthese der Argumente. Abschliessend werden im Fazit die zentralen Erkenntnisse zusammengefasst und offene Fragen für Forschung, Lehre und Praxis beleuchtet.

Die Literaturarbeit unterliegt – wie jede Methode – bestimmten methodischen Grenzen. Die Ergebnisse hängen stark von der Qualität und Verfügbarkeit bestehender Literatur ab. Zudem werden Auswahl und Interpretation der Quellen von einer subjektiven Komponente beeinflusst. Diese Einschränkungen werden im Rahmen der Reflexion der Ergebnisse berücksichtigt, um eine differenzierte und transparente Diskussion der Erkenntnisse zu gewährleisten.

Bei der vorliegenden Arbeit wurde ChatGPT-4o als Unterstützung für die Überprüfung von Orthografie und Grammatik sowie bei der Optimierung von Formulierungen eingesetzt.

2. Grundlegende Konzepte und Begriffe

In diesem Kapitel werden die grundlegenden Konzepte dieser Arbeit vorgestellt. Um die Konstruktion von Männlichkeit zu verstehen, ist zunächst eine differenzierte Betrachtung des Begriffs «Geschlecht» erforderlich; dabei erweist sich das Konzept «doing gender» als hilfreich. Danach wird auf «Männlichkeit» eingegangen und dessen pluralistische und soziale Konstruktion erläutert, um ein umfassenderes Verständnis zu ermöglichen. Abschliessend wird das für diese Arbeit zentrale Konzept der «hegemonialen Männlichkeit» näher beleuchtet. Dabei werden die negativen Auswirkungen hegemonialer Männlichkeit aufgezeigt, um anschliessend die Relevanz dieses Konzepts für die Soziale Arbeit zu diskutieren. Dadurch wird der theoretische Grundstein für die nachfolgende Analyse und Diskussion gelegt.

2.1. Definition und Konzeptualisierung von Geschlecht

Der Begriff «Geschlecht» im Deutschen ist enorm vielschichtig. In der für diese Arbeit relevanten Bedeutungsdimension beschreibt Geschlecht die Vorstellungen von Geschlechterzugehörigkeit und -differenz, die in der modernen Gesellschaft oft biologisch verankert werden (vgl. Bereswill/Ehlert 2022: 214). Anita Lohff und Brigitte Rieder (vgl. 2008: 4f.) zeigen auf, dass die Zuordnung zum binären Geschlechtssystem auf körperliche und genetische Unterschiede zurückzuführen ist. Männlich oder weiblich zu sein spielt demnach in vielen medizinischen Bereichen eine zentrale Rolle. Geschlechtsunterschiede zeigen sich unter anderem im Gehirn, in den kognitiven Fähigkeiten, im Verhalten sowie im Hormonhaushalt. Das Verständnis von Geschlecht als naturgegebenen und biologisch wurde im 18. Jahrhundert etabliert und durch medizinische und biologische Diskurse – die damals fast ausschliesslich männlich geprägt waren – weiter gefestigt (vgl. Kamm 2022: 35). Diese auf Zuschreibungen basierende binäre Geschlechterordnung, die natürlich und unveränderlich sei, wurde von der Geschlechterforschung in den Naturwissenschaften jedoch infrage gestellt. Nichtsdestotrotz strukturieren binäre Geschlechterkategorien wie diese aus dem 18. Jahrhundert die soziale Ordnung und die Identitätskonstruktionen innerhalb einer Gesellschaft (vgl. Bereswill/Ehlert 2022: 214f.).

Hierzu legt die Forschung dar, wie naturwissenschaftliche Klassifikationen mit der sozialen Struktur einer Gesellschaft interagieren und das Alltagsleben und Selbstverständnis ihrer Mitglieder beeinflussen. So ist eine Wechselwirkung zwischen einer sozialen und einer biologischen Komponente sichtbar. Geschlecht wird hier als soziales Phänomen verstanden, das sowohl die Gesellschaft ordnet, als auch dem gesellschaftlichen Wandel untergeordnet ist (vgl. ebd.: 215). In diesem Kontext wurde der Begriff «gender» in die deutschsprachigen Debatten eingeführt, um das soziale Geschlecht (gender) von dem biologischen Geschlecht (sex) abzugrenzen. Die Unterscheidung zwischen «sex» und «gender» ist jedoch umstritten, da sie auf einer biologischen

Zweigeschlechtlichkeit basiert und eine Trennung zwischen Natur und Kultur impliziert (vgl. ebd.). Zudem ist zu berücksichtigen, dass sowohl das biologische als auch das soziale Geschlecht durch Verzerrungen (gender bias) geprägt sind oder sein können. Diese Verzerrungen lassen sich auf die historische Entwicklung der klinischen Medizin zurückführen, die primär maskulin geprägt war und sich vorwiegend auf männliche Patienten konzentrierte (vgl. Rieder/Lohff 2008: 2).

2.2. «Doing gender»: Geschlecht als soziale Praxis

An diese Kritik der Zweigeschlechtlichkeit knüpft das Konzept «doing gender» an. Geschlecht als eine durch objektive Merkmale festgelegte, natürliche Gegebenheit wird hier hinterfragt. Alternativ wird der Fokus auf soziale Prozesse gelegt, in denen Geschlechterunterschiede entstehen und verfestigt werden. Diese Differenzen existieren demnach nicht a priori, sondern werden durch soziale Handlungen konstruiert und mit Bedeutungen angereichert (vgl. Gildemeister/Günther 2022: 130).

Das Modell wurde von den Begründer:innen des Konzepts «doing gender», Candace West und Don H. Zimmerman (vgl. 1987: 127), stattdessen in drei Kategorien unterteilt: «sex», «sex category» und «gender». «Sex» beschreibt die Geburtsklassifikation, die auf der Grundlage gesellschaftlich vereinbarter biologischer Kriterien erfolgt, um Personen als weiblich oder männlich zu bestimmen. Zu diesen Kriterien können die Genitalien bei der Geburt oder die chromosomale Typisierung vor der Geburt gehören. Diese müssen jedoch nicht immer übereinstimmen. Die Einstufung in die «sex category» erfolgt durch gesellschaftlich geforderte Identifikationsmerkmale, die die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Kategorie signalisieren und aufrechterhalten. In diesem Sinne setzt die Geschlechtskategorie (sex category) die Geburtsklassifikation (sex) eigentlich voraus und steht in der Regel stellvertretend für diese. «Sex» und «sex category» müssen jedoch nicht kongruieren. Das bedeutet, dass es möglich ist, einer Geschlechtskategorie zuzugehören, ohne dass diese zwingend mit der Geburtsklassifikation übereinstimmt (vgl. ebd.). Den dritten Begriff, «gender», definieren West und Zimmerman (vgl. ebd: 127, 134f.) als die soziale Gültigkeit der beanspruchten Geschlechtskategorie. Demzufolge erlangt das Geschlecht, das einer Person in der «sex category» zugeschrieben wird, erst gesellschaftliche Anerkennung, wenn die Interaktion der Person anderen, normativen Erwartungen geschlechtertypischen Verhaltens entspricht. Nachfolgend wird Geschlecht diesem Modell folgend als Ergebnis sozialer Praxis verstanden und der Begriff in dieser Arbeit dementsprechend benutzt.

Gildemeister und Günter (vgl. 2022: 130) untersuchen das Konzept «doing gender» Sie beschreiben, dass sich in der empirischen Wissenssoziologie, etwa in der Interaktionsforschung, zeigt, dass Interaktionen durch physische Präsenz und wechselseitige Wahrnehmung geprägt sind. Dabei wird die Geschlechtszugehörigkeit durch die Akteur:innen routiniert dargestellt und interpretiert. Diese Erkenntnisse stützen das Konzept von Candace West und Don H. Zimmerman. Die alltäglichen

Darstellungspraktiken sind sozial oft so tief verankert, dass sie sowohl für die Beteiligten als auch für die Beobachtenden unsichtbar bleiben. In empirischen Untersuchungen zu «doing gender» wird daher besonders auf diese routinisierten und scheinbar selbstverständlichen Geschlechterzuschreibungen in Interaktionen geachtet (vgl. ebd.).

Ebendiese Routinen müssen jedoch in der Kindheit angeeignet werden, was zunächst durch soziale Symbole wie Kleidung und Frisuren geschieht. Mit der Zeit erlernen sie, dass Geschlechtszugehörigkeit nicht durch den Austausch solcher Symbole verändert wird, und lernen die gesellschaftlich als «natürlich» akzeptierten Unterschiede zu erkennen (vgl. ebd.: 131).

Obwohl der Begriff «doing gender» mittlerweile zu einem zentralen Bestandteil der Geschlechterstudien geworden ist, blieb er nicht frei von Kritik (vgl. Westheuser 2015: 109f.). Westheuser (vgl. ebd.: 110) verweist mit Bezug auf Meuser und Scholz darauf, dass das Konzept einerseits weit verbreitet und rezipiert ist, andererseits jedoch eine begriffliche Unschärfe aufweist. Es hat sich zu einem «catch-all»-Begriff entwickelt, der unspezifisch verwendet wird, um unterschiedlichste Phänomene im Zusammenhang mit Geschlechterkonstruktionen zu beschreiben. Aufgrund dieser Kritikpunkte wurde das Konzept von verschiedenen Personen weiterentwickelt, wobei auch die neuen Ansätze auf Kritik stossen. Ein Beispiel ist Hirschauer, der das Konzept «undoing gender» eingeführt und das ursprüngliche Modell um zwei weitere Dimensionen erweitert hat (vgl. ebd.). Westheuser (vgl. ebd.: 120) sieht Hirschauers Perspektiven jedoch kritisch und bewertet sie als theoretisch problematisch sowie – zumindest zum gegenwärtigen Zeitpunkt – als empirisch unzutreffend. Das ursprüngliche Konzept «doing gender» wird trotz Kritik weiterhin häufig verwendet. Auch in einigen Studien, die später für diese Arbeit relevant werden, spielt es eine zentrale Rolle. Aus diesem Grund wird in dieser Arbeit auf dieses Konzept zurückgegriffen und bewusst auf Abwandlungen verzichtet.

Eine Erweiterung des Konzepts ist für diese Bachelorarbeit jedoch von Interesse, da es sich bei der Sozialen Arbeit um einen sogenannten «Frauenberuf» handelt. Es geht dabei um das Konzept des «doing gender while doing work», das aus den Studien von Leidner und Williams hervorgegangen ist (vgl. Gildemeister/Günther 2008: 228). Dieses Konzept verdeutlicht die enge Verbindung zwischen Arbeit und Geschlecht und beschreibt die Prozesse, durch die geschlechtliche Identitäten und Rollen in der Arbeitswelt aktiv hergestellt und reproduziert werden. Die Studien zeigen, dass Personen in geschlechtsuntypischen Berufen vor besonderen Herausforderungen stehen. Sie müssen ihre «unpassende» Geschlechtszugehörigkeit so in das berufliche Handeln integrieren, dass dem Beruf zugeschriebene geschlechtliche Stereotype vermieden werden (vgl. Gildemeister 2010: 142). Dies bedeutet im Hinblick auf Männlichkeit, dass Männer, die in frauendominierten Berufen tätig sind, häufig betont «männliches» Verhalten zeigen, Rollenunterschiede herstellen und dadurch aktiv Männlichkeit konstruieren.

2.3. Männlichkeit(en) als pluralistische und soziale Konstruktion

Bevor auf die Konstruktion von Männlichkeit bzw. Männlichkeiten eingegangen werden kann, müssen zunächst verschiedene Begriffe definiert werden, die in diesem Zusammenhang relevant sind. Die Begriffe werden anhand von Ausführungen von Böhnisch (vgl. 2013) definiert, der die zentralsten Begrifflichkeiten trennscharf erläutert. Da es kein allgemeingültiges Männerbild gibt, sondern verschiedene, verwende ich in den Kapiteltiteln und in der Fragestellung dieser Arbeit die Formulierung «Männlichkeit(en)». In den Fliesstexten hingegen bleibe ich aus Gründen der Lesbarkeit bei der vereinfachten Formulierung «Männlichkeit».

Der Begriff «Männlichkeit» beschreibt nach Böhnisch (vgl. ebd.: 13) gesellschaftliche Konstruktionen und die dazugehörigen kulturellen Männerbilder. Ein weiterer zentraler Begriff ist die «Männerrolle», die Böhnisch (vgl. ebd.) als das interaktive und institutionenbezogene Rollenhandeln von Männern definiert. Der Begriff «Maskulinität» hingegen beschreibt laut Böhnisch (vgl. ebd.) die emotionalen Manifestationen von Männlichkeit. Ein letzter wichtiger Begriff, den Böhnisch (vgl. ebd.) einführt, ist das «Mann-sein». Dieser beschreibt die lebensweltliche Bewältigungsperspektive von Jungen und Männern. Ihr Bewegungsraum befindet sich in gesellschaftlich definierten Zonen der Männlichkeit, innerhalb derer sie sich sowohl mit geschlechtsbezogenen Rollenerwartungen als auch mit gefühlten maskulinen Antrieben auseinandersetzen. Gleichzeitig versuchen sie, in diesem Kontext ihr eigenes «doing gender» zu regulieren und zu gestalten.

Wie bereits erläutert, hat sich die Vorstellung von Geschlecht als naturgegeben und biologisch erst im 18. Jahrhundert etabliert (vgl. Kamm 2022: 35). Wird die Geschichte der Männlichkeit vor dieser Zeit betrachtet, wird deutlich, dass in der europäischen Kultur bis ins 18. Jahrhundert Frauen als unvollkommene und mangelhafte Männer angesehen wurden. Frauen und Männer wurden also noch nicht als Träger:innen polarisierter Charaktereigenschaften wahrgenommen (vgl. Connell 2015: 120). Um die veränderte Vorstellung und die damit einhergehenden unterschiedlichen zugeschriebenen Charaktereigenschaften zu erklären, wurden im Laufe der Zeit verschiedene Definitionsansätze von Männlichkeit entwickelt, auf die im Folgenden kurz eingegangen wird:

Essentialistische Definitionen: Eine unveränderliche Essenz von Männlichkeit wird festgelegt, indem Eigenschaften wie Aggression, Risikofreudigkeit oder Verantwortlichkeit als «typisch männlich» beschrieben und als universell und biologisch determiniert betrachtet werden. Dieser Ansatz ist umstritten, da die Auswahl der Merkmale willkürlich erfolgt (vgl. ebd.: 120f.).

Positivistische Definitionen: Die positivistische Sozialwissenschaft beschreibt Männlichkeit auf der Basis empirischer Beobachtungen, und schliesst daraus, «wie Männer wirklich sind». Diese Definition liegt den psychologischen Skalen wie den M/F-Skalen zugrunde. Die gesammelten Daten werden verwendet, um typische Verhaltensweisen oder Merkmale von Männern zu

identifizieren. Allerdings sind auch diese Definitionen nicht frei von Prämissen, da sie auf bestehenden Geschlechterstereotypen beruhen können. Sie setzen beispielsweise eine Aufteilung in «Männer» und «Frauen» voraus. Die scheinbar neutralen Beschreibungen der positivistischen Definitionen sind daher häufig selbst von kulturellen oder wissenschaftlichen Annahmen zu Geschlecht beeinflusst (vgl. ebd.: 121f.).

Normative Definitionen: Es wird festgelegt, wie Männer «sein sollten» und welche gesellschaftlichen Ideale oder Verhaltensweisen erstrebenswert seien. Beispiele hierfür sind Eigenschaften wie Stärke, emotionale Zurückhaltung oder Unabhängigkeit, die häufig in populären Medien oder durch kulturelle Vorbilder wie John Wayne vermittelt werden. Diese Definitionen erzeugen jedoch oft Paradoxien, da die meisten Männer diese Ideale nicht erfüllen können. Dies würde bedeuten, dass die Mehrheit der Männer «unmännlich» sei. Zudem vermischen normative Definitionen soziale Rollenbilder mit persönlicher Identität, was zu einer starren und unflexiblen Sichtweise auf Männlichkeit führt. In der Praxis vermischen Texte über die Männerrolle häufig normative und essentialistische Definitionen, was zu weiteren Unschärfen beiträgt (vgl. ebd.: 122f.).

Semiotische Definitionen: Männlichkeit wird nicht als eigenständiges Konzept betrachtet, sondern wird durch ein System symbolischer Differenzen definiert, in dem männliche und weibliche Positionen einander gegenübergestellt werden. Männlichkeit wird dabei als «Nicht-Weiblichkeit» verstanden. Diese Herangehensweise folgt den Prinzipien der strukturellen Linguistik, wonach Elemente eines Systems durch ihre Unterschiede zueinander definiert werden. Besonders in feministischen und poststrukturalistischen Analysen fand dieser Ansatz Anwendung, da er Geschlechterdifferenzen auf symbolischer Ebene untersucht. Kritisiert wird jedoch, dass diese Perspektive die Ebene der individuellen Persönlichkeit vernachlässigt und Männlichkeit auf abstrakte Gegensätze reduziert (vgl. ebd.: 123f.).

All diese Definitionen weisen wie beschrieben einige Mängel auf. Aus diesem Grund wird in dieser Arbeit Männlichkeit als ein relationales Konzept verstanden. Dieses Konzept stammt aus der modernen Männlichkeitsforschung und basiert auf den Erkenntnissen von Carrigan, Connell und Lee. Es bildet die Grundlage für das Verständnis der hegemonialen Männlichkeit, die im folgenden Unterkapitel genauer erläutert wird (vgl. Connell 2015). Gemäss diesem Ansatz entsteht Männlichkeit nicht nur in Relation zu Weiblichkeit, sondern ebenso durch die sozialen Beziehungen zwischen Männern. Ähnlich wie das Konzept des «doing gender» verzichtet das relationale Konzept von Männlichkeit auf die Dichotomie von Geschlecht in «sex» und «gender» sowie auf die Annahme vermeintlich angeborener Eigenschaften. Vielmehr wird Männlichkeit als eine Position im Geschlechterverhältnis definiert und der Fokus liegt darauf, wie Männlichkeit durch Interaktionen und gesellschaftliche Normen geformt wird (vgl. ebd.: 124).

Unter Einbezug von Kimmel und Bourdieu verweist Meuser (vgl. 2022a: 380) ebenfalls auf die Bedeutung des homosozialen Zusammenhangs für die Konstruktion von Männlichkeit. Auf der homosozialen Ebene folgt die Konstruktion von Männlichkeit einer kompetitiven Logik. Diese zeigt sich in Strukturen, die auf wechselseitiges Überbieten abzielen, wie etwa in Rangordnungsspielen von Jungen, charakteristischen Männersportarten oder beruflichen Statuskämpfen (vgl. ebd.). Männlichkeit muss ständig unter Beweis gestellt werden, was eigentlich ihre Unsicherheit offenbart. Sie muss situativ durch kompetitive Praktiken hergestellt werden, zu denen nicht nur das Risiko eigener Unversehrtheit, sondern auch Gewalthandeln gehört. Gleichzeitig vermittelt die homosoziale Gemeinschaft eine vermeintliche Sicherheit, indem sie eine anerkannte männliche Performanz ohne Zweifel akzeptiert. Dennoch ist Männlichkeit kein unerschütterlicher Besitz, sondern bietet nur eine fragile Sicherheit, die immer wieder bestätigt werden muss (vgl. ebd.: 381).

Zudem zeigen Arbeiten zur männlichen Sozialisation übereinstimmend, dass männliche Geschlechteridentität massgeblich durch Abgrenzung gegenüber Frauen und allem weiblich Konnotierten geformt wird. Diese Abgrenzung wird häufig durch die Abwertung des «Weiblichen» erreicht. Aber nicht alle Männer erhalten gleichermassen Zugang zu homosozialen Gemeinschaften. Kategorien von Männern, die beispielsweise über milieuspezifische, ethnische oder durch andere soziale Zuschreibungen und Zugehörigkeiten definiert werden, werden häufig ausgeschlossen. Dieser soziale Ausschluss verstärkt die Distinktion innerhalb der geschlechtlichen Binnenverhältnisse und trägt zur Festigung hierarchischer Strukturen innerhalb männlicher Gemeinschaften bei (vgl. ebd.: 380f.).

Meuser (vgl. ebd.: 381) betont zudem, dass es – obwohl es in sozialen Gesellschaften keine einheitliche Form von Männlichkeit gibt – nicht möglich ist, beliebig zwischen verschiedenen Formen von Männlichkeit zu wählen. Vielmehr wird die spezifische Ausprägung von Männlichkeit durch unterschiedliche soziale Lagen geprägt. Insbesondere die Zugehörigkeit zu einem sozialen Milieu, einer ethnischen Gemeinschaft, einer Generation sowie die sexuelle Orientierung – die sich gegenseitig beeinflussen und überschneiden – bestimmen den Möglichkeitsraum männlicher Subjektpositionen (vgl. ebd.: 381f.).

2.4. Hegemoniale Männlichkeit und ihre Bedeutung in der Sozialen Arbeit

Das Konzept der hegemonialen Männlichkeit wurde von Carrigan, Connell und Lee 1985 entwickelt und durch die Werke von Raewyn Connell 1987 populär gemacht. Rasch wurde es zu einer Leitkategorie der sozial- und kulturwissenschaftlichen Männlichkeitsforschung (vgl. Meuser 2022b: 256). Der Ansatz beschreibt die soziale Hierarchie von Männlichkeiten und die dominante Position bestimmter Männlichkeitsbilder in gesellschaftlichen Strukturen. Das Konzept ist zentral, um die Machtverhältnisse sowohl zwischen den Geschlechtern als auch zwischen verschiedenen

Formen von Männlichkeit zu verstehen (vgl. ebd.). In der Sozialen Arbeit spielt diese Theorie eine wichtige Rolle, da sie Fachkräften ermöglicht, geschlechterbezogene Dynamiken in der Praxis kritisch zu hinterfragen und zu reflektieren. In diesem Unterkapitel werden die theoretischen Grundlagen der hegemonialen Männlichkeit, ihre Weiterentwicklung sowie ihre Relevanz für die Soziale Arbeit näher betrachtet.

2.4.1. Theoretische Grundlagen und Konzepte hegemonialer Männlichkeit

Für ein Verständnis von hegemonialer Männlichkeit muss zuerst Connells Auffassung von Geschlecht und von Hegemonie geklärt werden, bevor vertieft auf Männlichkeit eingegangen werden kann. Connell (vgl. 2015: 124) betrachtet Geschlecht als in soziale Prozesse, die den Alltag organisieren und gestalten, eingebettet. In ihrem Ansatz betont sie, dass Geschlecht nicht nur biologisch, sondern auch historisch und sozial geprägt ist. Dafür definiert sie einen «Reproduktionsbereich», der Aspekte wie körperliche Geschlechtsunterschiede, Sexualität und Fortpflanzung umfasst. Dieser Bereich bildet eine Grundlage, die durch soziale Praxis strukturiert wird. Sie grenzt den Reproduktionsbereich bewusst von biologischer Determinierung ab und stützt sich auf Argumentationen, die dem «doing gender»-Konzept ähnlich sind (vgl. ebd.). Geschlecht ist für Connell (vgl. ebd.: 125f.) eine dynamische und kreative Praxis, die zwar auf den Körper Bezug nimmt, jedoch weit darüber hinausgeht. So entstehen Konfigurationen von Geschlechterpraxis, die in spezifischen historischen und sozialen Kontexten geformt und transformiert werden. Diese Konfigurationen werden durch Strukturen und Institutionen wie den Staat oder Schulen beeinflusst und entwickeln sich prozesshaft weiter. Zudem werde Geschlecht als soziale Praxis von Faktoren wie Klasse, Ethnie und Nationalität beeinflusst (vgl. ebd.: 128). Geschlechterpraxis ist daher immer in ein grösseres Netzwerk sozialer Strukturen verwoben, das sowohl Widersprüche als auch historische Brüche umfasst. Ein Beispiel, das Connell anführt, ist die Männlichkeit innerhalb der Arbeiterklasse, die durch Klassendiskriminierung und patriarchale Vorstellungen geprägt wurde (vgl. ebd.).

Als Zweites muss der Begriff «Hegemonie» geklärt werden. Dafür greift Connell in ihrem Konzept auf die von Gramsci geprägte Definition zurück und verknüpft sie mit einer praxistheoretischen Sichtweise sozialer Strukturen. Der Begriff der Hegemonie beschreibt eine Form von Herrschaft, die nicht auf offenem Zwang, sondern auf einem kulturell bedingten Einverständnis der Untergeordneten mit ihrer gesellschaftlichen Position basiert (vgl. Meuser 2022b: 256).

Die von Connell beschriebene Hegemonie wirkt sowohl in der Beziehung zwischen Männern und Frauen (heterosozial) als auch zwischen Männern untereinander (homosozial) und basiert auf einer doppelten Logik der Distinktion und Dominanz (vgl. Connell 2015: 130f.). Somit stellt das Konzept der hegemonialen Männlichkeit ein relationales Konzept dar.

In der heterosozialen Dimension hebt sich hegemoniale Männlichkeit durch eine symbolische und institutionelle Verbindung von Autorität mit Männlichkeit hervor, was Connell als Hauptachse männlicher Macht betrachtet (vgl. Meuser 2022b: 256). Connell bezeichnet die komplementäre Position der Weiblichkeit als «betonte Weiblichkeit» und argumentiert, dass es aufgrund der strukturellen Machtverhältnisse zwischen den Geschlechtern keine «hegemoniale Weiblichkeit» geben könne (vgl. ebd.).

In der homosozialen Dimension unterscheidet Connell zwischen «komplizenhaften», «untergeordneten» und «marginalisierten» Männlichkeiten (vgl. Connell 2015: 131–134). Hegemoniale Männlichkeit ist kein Persönlichkeitsmerkmal, sondern ein Ideal, das nur von den wenigsten Männern, wenn überhaupt, vollumfänglich erreicht werden kann. Dennoch wird es als kulturelles Männlichkeitsideal von den meisten Männern aufrechterhalten, da es symbolisch die bestehenden Machtverhältnisse sichert. Dies ist insbesondere typisch für die komplizenhafte Männlichkeit, die vermutlich die verbreitetste Form darstellt und besonders von der sogenannten «patriarchalen Dividende» profitiert (vgl. Meuser 2022b: 256f.). Connell (vgl. 2015: 133) benennt damit den allgemeinen Vorteil, den Männer aus der Unterdrückung von Frauen ziehen. Ein Beispiel für komplizenhafte Männlichkeit sind fürsorgliche und respektvolle Ehemänner und Väter, die ihren Teil der Care-Arbeit übernehmen. Oft erkennen diese jedoch keinen Zusammenhang zwischen ihrem eigenen Leben und den patriarchalen Strukturen, die von Feministinnen kritisiert werden. Dieses Beispiel zeigt, dass sich solche Männer zwar individuell korrekt verhalten, gleichzeitig jedoch unbewusst von den systemischen Privilegien profitieren, die das Patriarchat ihnen bietet. Ihre Perspektive blendet aus, dass individuelle Handlungen allein nicht ausreichen, um die strukturelle Geschlechterungleichheit aufzuheben. Sie übersehen zudem, dass Feminismus sich nicht gegen sie als Einzelpersonen richtet, sondern gegen die ungerechten Strukturen, die auch ihnen Nachteile verschaffen (vgl. ebd.).

Neben der «komplizenhaften» Männlichkeit unterscheidet Connell, aufgrund existierender spezifischer Machtverhältnisse zwischen verschiedenen Gruppen von Männern, die durch Dominanz und Unterordnung gekennzeichnet sind. Die weiteren Gruppen nennt sie «untergeordneten» und «marginalisierten» Männlichkeiten. Aufgrund der in modernen westlichen Gesellschaft vorherrschenden Heteronormativität sieht Connell homosexuelle bzw. queere Männlichkeiten als untergeordnet an (vgl. ebd.: 132). Unter «marginalisierter Männlichkeit» versteht sie sozial benachteiligte Schichten wie Arbeiter oder ethnische Minderheiten, da Männlichkeit mit anderen Strukturen wie Klasse oder Ethnizität interagiert (vgl. ebd.: 134). Dies zeigt auf, dass Männlichkeit intersektional zu betrachten ist.

Die Differenzierung zwischen untergeordneten und marginalisierten Männlichkeiten ist jedoch unscharf und empirisch nicht eindeutig belegt. Nach Meuser (vgl. 2022b: 257) kann, während alle diese Männlichkeiten untergeordnet sind, homosexuelle Männlichkeit tendenziell eher als marginalisiert angesehen werden als jene der Arbeiterklasse. Letztere lässt sich im Verständnis Connells durchaus als «komplizenhaft» interpretieren.

Hegemoniale Männlichkeit als kulturelles Ideal erzeugt einen starken normativen Druck, mit dem Männer nur schwer umgehen können. Selbst alternative Vorstellungen von Männlichkeit müssen sich in gewisser Weise mit diesem hegemonialen Modell messen, indem sie sich davon abgrenzen. Dies kann Unsicherheiten hervorrufen, Belastungen durch männliche Rollenbilder verursachen und zu ambivalenten Identitäten beitragen. Innerhalb traditioneller Männlichkeitsbilder entsteht jedoch selten der beschriebene Leidensdruck. Stattdessen zeigt sich häufig eine selbstbewusste Akzeptanz des «Schicksals», insbesondere in Bezug auf die Übernahme der Rolle des Familienernährers (vgl. Meuser 2022b: 257). Dieses Verhalten trägt wesentlich zur Aufrechterhaltung des hegemonialen Männlichkeitsideals bei. In den letzten Jahren zeichnet sich jedoch eine Verschiebung der Bedeutung männlicher Verantwortung ab. Zur traditionellen Rolle des Familienernährers tritt – zumindest teilweise und im Zuge veränderter Vorstellungen von Vaterschaft – ein Verständnis von Verantwortung hinzu, das auch die Care-Arbeit umfasst. Ob dies zu einem Bedeutungsverlust oder zu einem grundlegenden Wandel hegemonialer Männlichkeit führt, bleibt eine offene empirische Frage (vgl. ebd.).

Grundsätzlich ist hegemoniale Männlichkeit kein starres Konzept, sondern eine historisch und gesellschaftlich wandelbare Konfiguration geschlechtsspezifischer Praktiken. Sie unterliegt einem ständigen Wandel und wird durch neue Herausforderungen kontinuierlich neu geformt. Gleichzeitig handelt es sich nicht um ein transhistorisches Phänomen, sondern um ein Konzept, das im Kontext der modernen, nachfeudalen Gesellschaft und ihrem Verständnis des bürgerlichen Individuums entstanden ist (vgl. Connell 2015: 124f.). Angesichts des Übergangs von einer Industrie- zu einer globalisierten Wissensgesellschaft stellt sich die Frage, ob heutige Männlichkeitspositionen noch mit dem Konzept der hegemonialen Männlichkeit beschrieben werden können. Besonders die Erosion des klassischen Normalarbeitsverhältnisses stellt traditionelle, auf Erwerbsarbeit fokussierte Männlichkeitsbilder, wie die Rolle des Familienernährers, infrage. Ob das Konzept der hegemonialen Männlichkeit eine geeignete Heuristik bleibt, um aktuelle Herausforderungen und Neuausrichtungen von Männlichkeitspositionen zu analysieren, ist eine empirisch zu beantwortende Frage. Ein gewisser Wandel zeichnet sich jedoch ab: Die Bezugnahme auf das Ideal der hegemonialen Männlichkeit geschieht häufiger in einem Rechtfertigungsdiskurs als zuvor (vgl. Meuser 2022b: 258).

Erste Studien zeigen aus einer hegemonietheoretischen Perspektive eine Pattsituation auf, in der sowohl modernisierte als auch teil-traditionelle Männlichkeitsbilder institutionelle und soziale Unterstützung erfahren (vgl. Fritzsche 2024: 124).

Die Herausforderungen, vor denen traditionelle Männlichkeitsbilder stehen, sowie die Bemühungen, ein männliches Selbstverständnis jenseits des Ideals der hegemonialen Männlichkeit zu entwickeln, haben eine Vielzahl neuer theoretischer Konzepte hervorgebracht. Dazu zählen Begriffe, die Männlichkeiten als «*alternative*», «*hybrid*», «*inclusive*», «*caring*», «*personalized*» und «*flexible*» charakterisieren. Ihnen allen ist gemeinsam, dass sie in Auseinandersetzung mit dem bisherigen Leitbild der hegemonialen Männlichkeit entstanden sind. Der theoretische Inhalt dieser neuen Begriffe weist jedoch grosse Unterschiede auf. Während einige Ansätze als Ergänzung zum Konzept der hegemonialen Männlichkeit verstanden werden, präsentieren sich andere als bewusster Gegenentwurf. Dennoch verdeutlicht ihr Aufkommen, dass das Spektrum akzeptierter Männlichkeitspositionen breiter geworden ist (vgl. Meuser 2022b: 259).

Trotz der erwähnten Kritikpunkte erachte ich Connells Konzept als geeignet, um es in meiner Arbeit anzuwenden. Einerseits basiert ein Grossteil der Studien, die sich mit Männlichkeit und Sozialer Arbeit beschäftigen, auf dem Konzept der hegemonialen Männlichkeit. Andererseits zeichnet sich die Theorie durch ihre Flexibilität und Anpassungsfähigkeit aus, da sie auch auf aktuelle Entwicklungen übertragen werden kann. Ein weiterer Vorteil des Konzepts der hegemonialen Männlichkeit liegt darin, dass es Macht und Herrschaft nicht primär auf Gewaltanwendung oder -androhung reduziert. Stattdessen betont es die Bedeutung eines kulturell vermittelten, impliziten Einverständnisses untergeordneter Gruppierungen mit ihrer Position (vgl. Connell 2015: 11). Dies ist besonders interessant, da es ermöglicht, die vermeintlich verborgenen hegemoniale Strukturen innerhalb der Sozialen Arbeit zu beleuchten.

2.4.2. Negative Auswirkungen eines hegemonialen Männlichkeitsbildes

Wie zuvor erläutert, erfolgt die Konstruktion von Männlichkeit im heterosozialen Kontext oft durch die Abwertung des «Weiblichen» und im homosozialen Kontext durch die Hierarchisierung innerhalb männlicher Gruppen. Die daraus resultierende Notwendigkeit, sich an der Spitze zu positionieren, erzeugt bei Männern und Jungen einen ständigen kompetitiven und leistungsbezogenen Druck. Insbesondere jene, die nicht über die Möglichkeiten oder Fähigkeiten verfügen, sich durch Leistung an der Spitze der Hierarchie zu etablieren, greifen häufig auf schädliche Bewältigungsmuster zurück, um dennoch Anerkennung oder Status zu erlangen (vgl. Böhnisch 2015: 92).

Ein zentraler Aspekt solcher Bewältigungsmuster ist Gewalt. Diese kann sich gegenüber Frauen in Form von Einschüchterung, verbalen Herabsetzungen, sexueller Belästigung, Vergewaltigung, Misshandlung bis hin zu Mord (Femizid) äussern. Auch wenn sich viele Männer nicht an solchen

Handlungen beteiligen, wird das Verhalten derjenigen, die es tun, oft nicht als deviant wahrgenommen (vgl. Connell 2015: 137). Das erhebliche Gewaltpotenzial besteht auch zwischen Männern. Gewalt wird im traditionellen Männlichkeitsverständnis als legitimes Mittel zur Herstellung von Männlichkeit angesehen. Dies zeigt sich bereits in den meist normalisierten «Spasskämpfen» im Kindesalter. Im homosozialen Kontext wird Gewalt zudem als Mittel zur Ausgrenzung und Unterdrückung von marginalisierten und untergeordneten Männlichkeiten eingesetzt (vgl. ebd.: 137f.).

Ferner begünstigt und stützt hegemoniale Männlichkeit eine heteronormative von weissen Männern geprägte Dominanzgesellschaft. Diese Gesellschaftsstruktur ist durch hierarchische Ungleichheiten gekennzeichnet, bei denen Männer von einer «patriarchalen Dividende» profitieren, während Frauen sowie marginalisierte und untergeordnete Männlichkeiten benachteiligt werden (vgl. ebd.: 136). Jedoch hat Hegemoniale Männlichkeit auch negative Auswirkungen auf Männer und Jungen. So führt die Tabuisierung von Verletzlichkeit beispielsweise zu hohen Suizidraten unter Männern. Zudem werden Männer in erheblichem Umfang von Beziehungen zu kleinen Kindern ausgeschlossen. Männer arbeiten überproportional häufig in gefährlichen oder hochgiftigen Arbeitsbereichen, sind häufiger Ziel ökonomischer und organisationaler Rivalitäten und stellen die Mehrheit der Inhaftierten (vgl. ebd.: 317–320).

Die beschriebenen Bewältigungsmuster und deren Auswirkungen führen zu erheblichen Ungleichheiten und können grosses Leid verursachen. Eine Abkehr von diesen stark traditionell geprägten Männlichkeitsbildern ist daher dringend erforderlich und stellt, wie im folgenden Abschnitt aufgezeigt wird, eine zentrale Aufgabe der Sozialen Arbeit dar.

2.4.3. Bedeutung für die Soziale Arbeit

Gleichheit und Gleichberechtigung sind zentrale Begriffe im Berufskodex der Sozialen Arbeit Schweiz, der unter anderem zum Zweck hat, ethische Richtlinien für moralisches und berufliches Handeln in der Sozialen Arbeit darzulegen (vgl. AvenirSocial 2010). Ein beispielhafter Auszug daraus besagt:

«Die Professionellen der Sozialen Arbeit gestehen jedem Menschen ungeachtet von Geschlecht, Rasse, Status und individuellen Besonderheiten den mit seiner Würde verbundenen gleichen Wert unbedingt zu und respektieren die Grundwerte der Gerechtigkeit, Gleichheit und Freiheit, auf die jedes Individuum ein unantastbares Recht hat.» (ebd.: 9)

Bereswill und Ehlert (vgl. 2022: 218) betonen, dass die Soziale Arbeit Teil komplexer sozialer Ungleichheitsverhältnisse ist, die durch intersektionale Verschränkungen von Geschlecht geformt werden. Sie fordern daher, dass diese Geschlechterungleichheiten als soziale Ungleichheiten und Ausgrenzungsverhältnisse erkannt und angegangen werden. Dies entspricht auch der im Berufskodex der Sozialen Arbeit formulierten Verpflichtung. Daraus kann geschlossen werden, dass die Soziale

Arbeit die gesellschaftlichen Geschlechterverhältnisse und damit verbundenen Zuschreibungen und Stereotypisierungen kritisch reflektieren muss (vgl. Pieck 2018: 34). Dies verdeutlicht den Handlungsbedarf, der bei der Sozialen Arbeit bezüglich dieses Themas besteht und unterstreicht die Bedeutung eines professionellen Umgangs mit Männlichkeit in der Sozialen Arbeit. Das Konzept der hegemonialen Männlichkeit bietet die Möglichkeit, diese versteckten Ungleichheits- und Machtstrukturen sichtbar zu machen und kritisch zu reflektieren. Es ermöglicht zudem, bestimmte Verhaltensweisen und Phänomene wie die Begriffe der «komplizenhaften Männlichkeit» und der «patriarchalen Dividende», die im vierten Kapitel eine zentrale Rolle spielen werden, klar zu benennen.

Innerhalb der Sozialen Arbeit sind die Ungleichheitsverhältnisse auf drei Ebenen von Bedeutung. Die erste Ebene befasst sich mit den strukturellen Rahmenbedingungen der Sozialen Arbeit. Die zweite Ebene bilden die Fachkräfte. Das Konzept der hegemonialen Männlichkeit kann auf diesen zwei Ebenen dazu beitragen, eine professionelle und gesellschaftskritische Haltung in der Sozialen Arbeit zu fördern. Es regt zur Auseinandersetzung mit geschlechterspezifischen Machtverhältnissen an und schafft ein Bewusstsein für die Reproduktion solcher Strukturen.

Als Drittes ist die Ebene der Adressat:innen der Sozialen Arbeit bedeutsam. Sie wird ebenso wie Fachkräfte und Institutionen von gesellschaftlichen Normen geprägt. Geschlechterspezifische Erwartungshaltungen wirken auf die Adressat:innen dabei sowohl durch institutionelle Strukturen als auch durch die Haltungen der Fachkräfte in der Sozialen Arbeit. Diesen Aspekt werde ich im weiteren Verlauf dieser Arbeit detaillierter beleuchten. Auf der Adressat:innen-Ebene kann das Konzept von Connell dazu beitragen, ein Bewusstsein und Verständnis für das geschlechterspezifische Verhalten der Adressat:innen zu schaffen. Es ermöglicht eine gezielte und reflektierte Herangehensweise an die Arbeit mit alternativen Männlichkeiten. Besonders im Bereich der Gewaltprävention bietet die Auseinandersetzung mit dem Konzept der hegemonialen Männlichkeit vielversprechende Ansätze (vgl. ebd.: 35)

Ein weiterer Aspekt, der für den Einsatz des Konzepts der hegemonialen Männlichkeit in der Sozialen Arbeit spricht, ist die von Connell (vgl. 2015: 61f.) beschriebene Dynamik des «männlichen Protests». Dieser Protest kann entstehen, wenn Männer durch physische Schwäche oder soziale Unterlegenheit in einen Zustand der Schwäche geraten. Dieser Zustand löst Angst aus, die wiederum zu einer Überkompensation männlicher Stereotypen führt. Diese äußert sich oft in Aggression und einem ständigen Streben nach Erfolg. Böhnisch (2015: 92) vertieft diese Beobachtung und erklärt: «Je prekärer die soziale Lage – vielleicht noch verbunden mit ethnischer Abwertung – desto wahrscheinlicher wird die Aktivierung betont maskuliner Bewältigungsmuster.» Da Adressat:innen der Sozialen Arbeit per Definition in einem Zustand der Bedürftigkeit sind, da sie Angebote des Hilfesystems nutzen (vgl. Graßhoff 2015: 8), ist es naheliegend, dass viele von ihnen Formen des «männlichen Protests» zeigen.

3. Geschlechterverhältnisse und Geschlechterrollen in der Sozialen Arbeit

Seit ihrer Entstehung prägen soziale Konstruktionen von Geschlecht und Geschlechterrollen Profession und die Praxis der Sozialen Arbeit. Sie ist dementsprechend eng mit gesellschaftlichen Geschlechterverhältnissen und Rollenerwartungen verwoben und wurde historisch häufig als «Frauenberuf» wahrgenommen. Dennoch arbeiten auch viele Männer in diesem Berufsfeld und müssen ihren Platz und ihre Rolle darin finden. Bis heute halten sich bestimmte geschlechterspezifische Stereotypen und Erwartungen an die Fachkräfte aufrecht. Dies stellt Professionelle der Sozialen Arbeit vor die Herausforderung, sowohl mit ihren eigenen Geschlechterrollen als auch mit den geschlechtsspezifischen Erwartungen ihrer Klientel bewusst umzugehen.

In diesem Kapitel werden die historischen und aktuellen Geschlechterverhältnisse in der Sozialen Arbeit untersucht. Zunächst wird die historische Entwicklung der Sozialen Arbeit als «Frauenberuf» analysiert, um aufzuzeigen, wie geschlechtsspezifische Vorstellungen im beruflichen Selbstverständnis verankert wurden. Dabei wird besonders die historische Rolle der Männer betrachtet. Im Anschluss wird die Rolle von Männern in der modernen Sozialen Arbeit beleuchtet, mit einem Fokus auf die Bedeutung von Männlichkeit(en) und das «Mann-sein» in einem traditionell weiblich geprägten Berufsfeld. Abschliessend wird der Fokus auf die hegemonialen Strukturen innerhalb der Sozialen Arbeit gerichtet.

3.1. Historische Entwicklung der Sozialen Arbeit als «Frauenberuf»

Die Soziale Arbeit ist ein historisch gewachsener Beruf, der wesentlich durch spezifische gesellschaftliche Geschlechterprägungen gekennzeichnet ist (vgl. Rerrich 2010: 92). Im 19. Jahrhundert waren die Rollen von Frauen und Männern unabhängig vom sozialen Stand innerhalb der Arbeits- und Wirtschaftseinheit Familie klar definiert – etwa als Herr oder Knecht, Bäuerin oder Magd. Alle hatten ihren festen Platz in diesem familial geprägten Arbeits- und Lebensgefüge, das Produktion und Reproduktion als Einheit verband. Mit der zunehmenden Trennung von Erwerbs- und Hausarbeit sowie der Demokratisierung polarisierten sich auch die Definitionen von Geschlechtscharakteristika. Die Geschlechterkonstruktionen veränderten sich dabei in zwei zentralen Punkten (vgl. ebd.: 94):

1. Generell gültige Aussagen über «die Frau» und «den Mann» werden getätigt.
2. Fast ausschliesslich wird nur noch die Frau mit der Familie assoziiert (vgl. ebd.: 94f.)

Diese Entwicklungen hatten auch Einfluss auf die Entstehung der professionellen Sozialen Arbeit im deutschsprachigen Raum. Das Berufsfeld der Sozialen Arbeit entwickelte sich als öffentlicher Betätigungsbereich für bürgerliche Frauen. Für diese Frauen war die damals vorherrschende Vorstellung von Geschlecht prägend und beeinflusste die Theorie und Praxis der Sozialen Arbeit seit ihrer Entstehung (vgl. ebd.: 96). Die professionelle Soziale Arbeit, die Ende des 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts durch die bürgerliche Frauenbewegung entstand, bediente sich ebendieses bürgerlichen Narrativs. Sie entwickelten anhand dessen geschlechtsspezifische Leitbilder für den neu-entstandenen Berufszweig (vgl. Hering 2006: 18, 23). Es waren auch bürgerliche Frauen, welche die ersten Ausbildungsstätten für Soziale Arbeit gründeten, mit dem Ziel, sozial engagierten Frauen qualifizierte Betätigungsmöglichkeiten zu bieten. Diese Tätigkeiten mussten jedoch dem bürgerlichen Frauenbild entsprechen (vgl. Rerrich 2010: 96). Die frühe professionelle Soziale Arbeit war also eine bürgerliche Entwicklung und muss unter diesen Aspekten reflektiert werden.

Verschiedene geschlechterspezifische Rollenbilder waren formativ für die Soziale Arbeit, insbesondere der Begriff der «Mutter». Die Mutter galt, auch ohne formale Ausbildung, als die «Wissende», die alles von Natur aus richtig macht. Sie hatte selbstverständlich einen Mann und Kinder, um die sie sich kümmerte, sowie die Verantwortung für Eltern, andere nahestehende Verwandte oder Bekannte. Diese Vorstellung wurde auf die gesellschaftliche Ebene ausgeweitet, wodurch die Rolle der Mutter als fürsorgliche Instanz für die Gemeinschaft etabliert wurde (vgl. Hering 2006: 23).

Ebenso bedeutend war das Bild der konfessionell geprägten «Schwester». Sie war in der Regel unverheiratet, hatte eine Ausbildung oder erhielt zumindest eine Anleitung für ihre Tätigkeit. Bereits in jungen Jahren verschrieb sie sich ihrer Beschäftigung und übte diese als Erwerbsarbeit bis ins hohe Alter aus. Die konfessionelle Schwester war nicht nur an ihre religiöse Gemeinschaft, sondern auch an eine Institution gebunden. Ihre Arbeit erfolgte unter Anweisungen und in einer klar untergeordneten Position. An der Spitze der hierarchischen Ordnung standen Männer, etwa in der Rolle von Ärzten oder Pfarrern (vgl. ebd.: 23f.).

Charakteristika beider Figuren sind im Begriff der «geistigen Mütterlichkeit» wiederzufinden. Er wurde 1860 von Henriette Schrader-Breyman erschaffen und war zentral für die Entstehung der Sozialen Arbeit. Die «geistige Mütterlichkeit» beschreibt die Übertragung der mit der realen Mutterschaft verbundenen Gefühle und Tätigkeiten in die ausserfamiliäre Sphäre. Dadurch erhielten Frauen Zugang zu Arbeitsbereichen, die mit dem Leitbild der Mutter vereinbar waren, wie Pflege und Fürsorge. Gleichzeitig war die Berufsausübung von Einschränkungen geprägt. Frauen sollten in der Regel unverheiratet sein und sich der Institution unterordnen. Heiratete eine Frau, wurden ihre familiären Pflichten den gesellschaftlichen Aufgaben übergeordnet (vgl. ebd.: 24).

Das Bild der aufopfernden Sozialarbeiterin, die den Traum einer eigenen Familie aufgibt, um sich im Sinne der «geistigen Mütterlichkeit» um die Gesellschaft zu kümmern, hielt sich bis in die 1960er Jahre (vgl. ebd.: 26). Ab diesem Zeitpunkt änderte sich dieses Narrativ jedoch. Die Frauenschulen wurden schrittweise in Studiengänge der Sozialen Arbeit oder Sozialpädagogik an Fachhochschulen überführt und damit zunehmend auch für Männer geöffnet (vgl. Bereswill/Ehlert 2017: 94). Mit der Frauenbewegung der 1970er- und 1980er-Jahre entstand zudem ein neues Leitbild, das sich bewusst von den vorherigen Idealen abgrenzte. Die sogenannte «neue Schwester» entstammte dem «Wir-Gefühl» der Frauenbewegung, verkörpert im Motto «Sisterhood is good!» (vgl. Hering 2006: 25). Die Frauen wollten aus der Unauffälligkeit der stillen Helferinnen ausbrechen und waren nicht mehr gewillt, sich den hierarchischen Strukturen unter männlicher Fachaufsicht unterzuordnen. Das Leitbild der «neuen Schwester» symbolisierte die Nähe zwischen den Helferinnen und den hilfsbedürftigen Frauen, sowie die Solidarität, die zwischen ihnen aufgebaut werden sollte (vgl. ebd.). Parallel zu dieser Entwicklung entstand in der Schweiz im Zuge des staatlichen Sozialhilfegesetzes die moderne Soziale Arbeit, wie wir sie heute kennen. (vgl. Schmocker 2021: 1).

Bereits während der bürgerlichen Frauenbewegung, die das Berufsfeld der Sozialen Arbeit als weibliche Domäne etablierte, gab es Bestrebungen, den «männlichen Sozialarbeiter» stärker zur Geltung zu bringen. Ein Diskurs aus den 1920er-Jahren zeigt, dass sich sozialpädagogisch engagierte Männer gegen die einseitig weibliche Definition der Sozialen Arbeit zur Wehr setzten (vgl. Böhnisch 2015: 134). Aus diesen Bemühungen entwickelte sich eine «männliche» Sozialpädagogik, die stark von der überwiegend männlichen Jugendbewegung im Umfeld der Universitätspädagogik geprägt war. Diese Pädagogik konzentrierte sich fast ausschliesslich auf die Arbeit mit männlichen Fürsorgezöglingen und Strafgefangenen, war aber auch in der Jugendpflege anzutreffen (vgl. ebd.: 134f). In den 1920er-Jahren wurde an der Hochschule für Politik in Berlin das erste Seminar für Jugendwohlfahrt gegründet. Die jungen Männer, die diese Ausbildung absolvierten und von der Jugendbewegung geprägt waren, arbeiteten und lebten vermutlich unter ähnlichen Bedingungen wie ihre weiblichen Pendanten – mit dem Unterschied, dass die meisten von ihnen verheiratet waren (vgl. Hering 2006: 28).

Um der «geistigen Mütterlichkeit» etwas entgegenzusetzen, entwickelte Hermann Nohl in den 1920er-Jahren ein männliches Leitbild (vgl. ebd.: 25). Die von ihm propagierte «Ritterlichkeit» beruhte auf angeblich naturgegebenen geschlechtsspezifischen Charaktereigenschaften, wie dem Einsatz für Schwache, die dem «Ritter» Respekt und Anerkennung einbringen sollten (vgl. Böhnisch 2015: 135). Später wurde der Begriff der «Väterlichkeit» als Abgrenzung zu Nohls Konzept eingeführt. Anders als die Mutter, der eine sorgende und mitfühlende Rolle zugeschrieben wurde, lag die Verantwortung des Vaters in der rationalen Steuerung der Familie und ihrer Repräsentation nach aussen (vgl. ebd.).

In der Nachkriegszeit entwickelten sich Strukturen, die die Soziale Arbeit bis heute prägen. An der Basis standen überwiegend arbeitende Frauen, während die Führungspositionen in der Regel von Männern besetzt waren. Obwohl das Selbstverständnis und die Arbeitsfelder von Männern und Frauen sich einander seit den 1970er-Jahren allmählich angeglichen haben, bestehen bis heute signifikante Unterschiede (vgl. Hering 2006: 28). Wenn auch diese Differenz bis heute fortbesteht, werden Männlichkeit und traditionelle Männlichkeitskonstruktionen im Rahmen patriarchaler Strukturen in der Sozialen Arbeit seit langem kritisch diskutiert. Diese Diskurse wurden durch die Frauenbewegung in den 1960er-Jahren angestoßen und in den 1970er-Jahren von der Männerbewegung aufgenommen. Anfangs konzentrierten sich die Diskussionen primär auf die männlichen Adressaten der Sozialen Arbeit. In den 2010er-Jahren rückten insbesondere de- und konstruktivistische Ansätze sowie die Betrachtung von Geschlechtervielfalt in den Fokus. Gleichzeitig wuchs die Forderung nach mehr Männern in der Sozialen Arbeit (vgl. Stecklina 2020: 80).

Die historische Betrachtung der Entwicklung der Sozialen Arbeit zeigt, dass von Beginn an wesentliche Diskrepanzen zwischen den Tätigkeitsbereichen und Rollen von Frauen und Männern bestanden. Obwohl sich diese Unterschiede allmählich zu verringern scheinen und aktiv gegen sie vorgegangen wird, sind sie nach wie vor präsent. Die Basis der Sozialen Arbeit wird weiterhin von Frauen dominiert (vgl. Rerrich 2010: 100): Im Jahr 2023 waren beispielsweise 73 % der Absolvent:innen des Bachelorstudiengangs in Sozialer Arbeit in der Schweiz Frauen (vgl. Bundesamt für Statistik 2024). Dennoch sind die Männer in Führungspositionen überproportional vertreten. In diesem Zusammenhang wird häufig von der «gläsernen Decke» gesprochen, an der Frauen ins Stocken geraten, und von einem «gläsernen Fahrstuhl», der Männer begünstigt und sie in höhere Positionen befördert (vgl. Rerrich 2010: 100).

3.2. Männlichkeit(en) und «Mann-sein» in der modernen Sozialen Arbeit

Für die Betrachtung der modernen Sozialen Arbeit nutze ich zu Beginn das Modell des «doing gender while doing work». Studien aus diesem Bereich zeigen, dass geschlechtliche Minderheiten in Berufen, in denen ihr Geschlecht nicht der Norm entspricht, erhebliche Anstrengungen unternehmen, ihre Geschlechtszugehörigkeit so zu präsentieren, dass sie Stereotypen und Stigmatisierungen vermeiden. Männer in sogenannten Frauenberufen, wie der Sozialen Arbeit, betonen daher häufig ihre Männlichkeit, was ihnen Vorteile wie bessere Aufstiegschancen verschafft (vgl. Gildemeister 2010: 142). Es überrascht daher nicht, dass Böhnisch (2015: 136) feststellt: «So lassen sich bis heute die Konstruktion von Männlichkeit und Weiblichkeit und die damit verbundenen ungleichen Zuschreibungen gerade in den sozialen Berufen besonders gut betrachten.» Im Folgenden werde ich daher die Konstruktion von Männlichkeit und anschliessend die lebensweltliche Bewältigungsperspektive männlicher Fachkräfte – das sogenannte «Mann-sein» – genauer analysieren.

3.2.1. Konstruktion von Männlichkeit(en) in der Sozialen Arbeit

Für die Konstruktion von Männlichkeit in der Sozialen Arbeit gibt eine Studie von Petra Gaß (vgl. Ganß 2011) wichtige Anhaltspunkte. In der Studie wurden männliche Studierenden einer konfessionellen Fachhochschule, die über Praxiserfahrung verfügten, mittels qualitativer Interviews zum Thema Männlichkeit in der Sozialen Arbeit befragt (vgl. ebd.: 96–102).

Bei der Studienwahlmotivation der Probanden stachen vor allem das Bedürfnis nach Einfluss und beruflicher Gestaltungsfreiheit, die Erweiterung ihrer beruflichen Perspektiven und Aufstiegsmöglichkeiten sowie den Wunsch, bisherige berufliche Defiziterfahrungen auszugleichen heraus. Zudem lässt sich eine Motivation zu einer Auflösung intraberuflicher Geschlechtssegregation nur in Ansätzen erkennen und eine Reproduktion der Geschlechterordnung ist vorherrschend. Ihr Interesse liegt nicht primär in der Beziehungsarbeit, sondern in Status und Aufstiegsmöglichkeiten. Daraus resultiert, dass es Felder der Sozialen Arbeit gibt, in denen Männer überproportional vertreten sind, da sie besser mit der in der Studie ermittelten männlichen Motivation vereinbar sind (vgl. ebd.: 315).

Zu diesem Punkt gibt eine quantitativ und qualitativ durchgeführte Studie von Rita Kessler und Steve Stiehler (vgl. 2015: 202–206), die männliche Absolventen der FHS St. Gallen in Sozialer Arbeit zu Männlichkeit und Sozialer Arbeit befragte, weitere Einsicht. Das Ergebnis verdeutlicht die Ansprüche männlicher Sozialarbeiter. Obwohl die Mehrheit der Befragten in Leitungspositionen tätig ist, beklagen sie fehlende Aufstiegsmöglichkeiten.

Zudem untersuchte Ganß (vgl. 2011: 322) die männlichen Selbstbeschreibungen, die sich zwischen der Irrelevanzsetzung der Geschlechterdimension und der Aufrechterhaltung des Gleichheitstabus der Befragten bewegen. Sie stellt fest, dass die Männer am Ende nicht daran interessiert sind, die Unterschiede aufzuheben. Vielmehr legen sie Wert darauf, Gleichwertigkeit trotz der bestehenden Differenzen zu erreichen. So bleibt das Tabu der Gleichheit bestehen, während potenziell hierarchische Auswirkungen der Geschlechterunterscheidung verdeckt bleiben (vgl. ebd.). Weiter führt Ganß (vgl. ebd.: 323) aus, dass die meisten Männer ihre Geschlechtszugehörigkeit als selbstverständlich betrachten und weder hinterfragen noch zum Thema einer Auseinandersetzung machen.

Obwohl das Umfeld der Studierenden der Ansicht ist, dass es sich bei der Sozialen Arbeit um ein «weiblich» konnotiertes Berufsfeld handelt und die Studierenden teilweise mit Skepsis, Unverständnis und Vorurteilen hinsichtlich ihrer Berufswahl konfrontiert werden, sind viele der Meinung, dass es sich bei der Sozialen Arbeit um einen «geschlechtslosen» Beruf handelt (vgl. ebd.: 329). Ganß merkt jedoch an, dass sich die Überzeugung der Befragten, auch das tun zu können, was Frauen machen, weder in ihrem Berufsrollenverständnis noch in ihren beruflichen Perspektiven ausdrückt. Trotz ihrer Ansicht wird es vor allem von den berufserfahreneren Befragten als

selbstverständlich angesehen, dass Frauen und Männer innerhalb des Berufes unterschiedliche Aufgaben übernehmen. Die Frauendominanz in der Sozialen Arbeit wird dabei als Defizitsituation wahrgenommen, die durch Männer behoben werden könne. Dies wird damit begründet, dass Männer Aufgaben übernehmen können, die Frauen nicht oder nur unzureichend ausführen könnten (vgl. ebd.: 345). Besonders in «schwierigeren» Arbeitsfeldern, in denen Eigenschaften wie Durchsetzungskraft, Rationalität statt Emotionalität, männliche Dominanz oder «coole» männliche Vorbilder gefragt seien, werde die Präsenz von Männern als notwendig betrachtet (vgl. ebd.: 346). Auch die Untersuchung von Kessler und Stiehler (vgl. 2015: 206f.) zeigt, dass Männer das Gefühl haben, die Soziale Arbeit durch ihre «typisch männlichen» Eigenschaften wie Rationalität, Belastbarkeit, Entscheidungs- und Überzeugungsfähigkeit zu bereichern.

Ganß (2011: 346) schreibt hierzu passend: «Dass sie mit ihrem Berufsrollenverständnis die hegemoniale Position des Mannes bestätigen, scheint den Studenten nicht bewusst zu sein.» Obwohl dies den Studierenden nicht bewusst ist, stellen sie durch «doing gender» nicht nur eine Differenz zu den Frauen her, sondern auch eine hierarchisch übergeordnete Position. Zudem zeigt sich eine Positionierung unterhalb der Männer in den Antworten von Befragten einer homosexuellen und einer türkischen Person. Für diese Personen steht nicht die Männlichkeit im Vordergrund, sondern ihre Homosexualität oder ihr ethnischer Hintergrund, wodurch ihre Stellung innerhalb der hierarchischen Geschlechterordnung beeinflusst wird (vgl. ebd.: 347).

Die Erkenntnisse von Ganß (vgl. ebd.: 352) deuten darauf hin, dass es in der Sozialen Arbeit nicht zu einer Auflösung der bestehenden geschlechtlichen Trennung in den Tätigkeitsbereichen kommt. Auffällig ist zudem, dass im gesamten Befragungspool ein starkes Interesse an organisatorischen und administrativen Arbeitsfeldern besteht. Bemerkenswert ist auch, dass die Zielsetzungen der Studierenden oft im Widerspruch zu den Erwartungen stehen. Während die Studierenden vermehrt Tätigkeiten wie Konzeptentwicklung oder die Organisation von Angeboten anstreben, widerspricht dies ihrer Forderung, mehr Männer als Beziehungsgestalter und Vorbilder für die Adressat:innen einzusetzen (vgl. ebd.: 352f.).

Bei der Untersuchung der Aktualisierungen von geschlechtsspezifischen Unterschieden zeigte sich ein geteiltes Bild. Ein Teil der Studierenden tendierte dazu, die vorherrschende Geschlechterordnung und die von den Frauen vorgenommenen Relevanzsetzungen von Männlichkeit nach Belieben zu nutzen oder ihnen zu widersprechen. Insbesondere die Berufsunerfahrenen setzten sich dafür ein, traditionelle Konstruktionen von Männlichkeit zu hinterfragen, aufzubrechen und neu zu gestalten, nutzten jedoch trotzdem die Vorteile, die ihr Geschlecht mit sich bringt (vgl. ebd.: 338f.). Ein weiterer Teil tendierte dazu, die Aktualisierungen der Geschlechterdifferenz aktiv zu forcieren (vgl. ebd.: 338).

Die Studien von Petra Ganß (vgl. 2011) und Rita Kessler/Steve Stiehler (vgl. 2015) zeigen, dass in der Sozialen Arbeit hegemoniale Männlichkeit weiterhin stark vertreten ist. Obwohl die Intention, traditionelle Männlichkeitsbilder zu reproduzieren, bei den Befragten unterschiedlich stark ausgeprägt ist, wird die «patriarchale Dividende», beispielsweise in Form von Aufstiegsmöglichkeiten, oft selbstverständlich genutzt. Auch bei Studierenden, die traditionelle Männlichkeitsbilder ablehnen und hinterfragen, lassen sich widersprüchliche Verhaltensweisen beobachten. Obwohl sie für die Aufhebung der Geschlechterdifferenz eintreten möchten, fordern sie vielmehr eine Gleichwertigkeit in der Differenz. Dies führt dazu, dass hierarchisierende Effekte der Geschlechterdifferenz verdeckt bleiben und die Segregation in den Arbeitsbereichen weiter begünstigt wird. Die Studien zeigen, dass nicht nur das Verhalten derjenigen Studierenden, die traditionelle Männerbilder vertreten, zur Aufrechterhaltung von Geschlechter- und Machtunterschieden in der Sozialen Arbeit beiträgt. Auch Studierende, die eigentlich gegen diese Strukturen vorgehen möchten, fördern sie unbewusst. Die Verhaltensweisen beider Gruppen stehen sinnbildlich für die «komplizenhafte Männlichkeit» nach Connell. Es überrascht daher nicht, dass bei vielen Befragten weiterhin ein Überlegenheitsgefühl gegenüber Frauen erkennbar ist. Zudem macht die Reduzierung der homosexuellen und türkischstämmigen Befragten auf ihre Sexualität bzw. ihre Ethnizität die homosozialen hierarchischen Strukturen innerhalb der Sozialen Arbeit sichtbar. Hier zeigen sich «untergeordnete» bzw. «marginalisierte Männlichkeit» im Sinne von Connell.

Abschliessend lässt sich festhalten, dass das Konzept der hegemonialen Männlichkeit produktiv auf die Soziale Arbeit angewendet werden kann. Die Studie von Petra Ganß (vgl. 2011) bestätigt zudem die Aussage des Konzepts «doing gender while doing work», wonach das zahlenmässig frauendominierte Berufsfeld der Sozialen Arbeit bei den männlichen Fachkräften zu einer verstärkten Betonung des Männlichen und einer Abgrenzung vom Weiblichen führt. Damit tragen die Fachkräfte aktiv zur Konstruktion von Männlichkeit innerhalb der Sozialen Arbeit bei.

Es ist jedoch zu berücksichtigen, dass die benannten Studien aus den Jahren 2011 und 2015 stammen und sich in den vergangenen Jahren einiges verändert haben könnte. Die Studie von Petra Ganß (vgl. 2011) zeigt bereits einen Trend bei jüngeren Studierenden, die ein grösseres Bewusstsein für Geschlechterdifferenzen entwickeln, auch wenn sich dies noch nicht in ihrem Verhalten widerspiegelt. Trotzdem hält Ganß (vgl. 2020: 57) in einer aktuelleren Arbeit fest, dass die berufliche Geschlechtersegregation – also die Trennung der Arbeitswelt in von Frauen und Männern dominierte Bereiche – bis heute ein auffallend solides gesellschaftliches Phänomen darstellt. Sie stellt erneut fest, dass Männer in der Sozialen Arbeit überdurchschnittlich häufig in Führungspositionen vertreten sind und eine deutliche Präferenz für den Tätigkeitsbereich «Jugend» zeigen (vgl. ebd.: 68f.).

Darüber hinaus wäre es interessant, in zukünftigen Studien auch die Perspektiven und Rollen von Frauen in der Sozialen Arbeit zu berücksichtigen, ein Aspekt, der in diesen Untersuchungen nicht thematisiert wurde.

3.2.2. «Mann-sein» in der Sozialen Arbeit

Im zweiten Teil dieses Kapitels werde ich mich vertieft mit dem «Mann-sein», also der lebensweltlichen Bewältigungsperspektive von Männern in der Sozialen Arbeit, auseinandersetzen. Der Fokus liegt dabei auf der Analyse der Aussenseiterrolle von Männern in diesem Berufsfeld und den damit verbundenen Zuschreibungen. Neben den bereits zuvor herangezogenen Studien liefert insbesondere eine Untersuchung über männliche Erzieher in Kitas wichtige Erkenntnisse. Sie beleuchtet die Erfahrungen von Männern, die in einem genderuntypischen Bereich der Sozialen Arbeit tätig sind, nämlich in der frühkindlichen Bildung (vgl. May 2016: 50). Auch wenn der Bereich der Kita in der Schweiz nicht ein typischer Bereich der Sozialen Arbeit ist, bietet die Studie und die Aussage wichtige Informationen zum Mann-sein in genderuntypischen Bereichen der Sozialen Arbeit.

Die Ambitionen der befragten männlichen Kita-Mitarbeiter lagen im Gegensatz zu den Befragten der anderen beiden Studien auf der unmittelbaren Beziehungsarbeit und nicht auf einer Leitungsposition (vgl. ebd.: 51). Die Umsetzung dieser Ambitionen gestaltet sich jedoch als herausfordernd. Einerseits wird den männlichen Mitarbeitenden sowohl von Eltern als auch von Kolleginnen die Sorge um die Kleinkinder häufig nicht zugetraut. Zudem wird ihr Engagement oftmals als unzureichend oder unprofessionell wahrgenommen (vgl. ebd.: 52). Andererseits sehen sich männliche Erzieher insbesondere bei spielerischen Aktivitäten mit Mädchen mit Misstrauen konfrontiert. Sie müssen ihre Absichten und Bedürfnisse hinter diesen Tätigkeiten rechtfertigen, und es steht oft ein unterschwelliger Verdacht des Missbrauchs im Raum (vgl. ebd.). Die Männer berichten ausserdem von einer klaren Rollenverteilung der Tätigkeiten innerhalb der Kita. Sie werden nicht nur für körperlich anspruchsvolle Aufgaben eingesetzt, sondern auch bei schwierigem, auffälligem oder aggressivem Verhalten von Jungen hinzugezogen. Dabei ist die Intention ihrer Kolleginnen häufig, die Jungen an die Routinen und Gepflogenheiten der Institution anzupassen, ohne die Fälle überhaupt im Team zu reflektieren. Unabhängig von der Bezugspersonenarbeit obliegt es den männlichen Mitarbeitenden zudem, Gespräche mit Vätern zu führen – insbesondere mit Vätern mit Migrationshintergrund. Als Grund hierfür wird angegeben, dass die weiblichen Mitarbeitenden von diesen Vätern nicht ausreichend respektiert würden (vgl. ebd.: 51). Des Weiteren gibt es immer wieder den Vorwurf von Kolleginnen, dass die männlichen Erzieher ihre Position ausnutzen könnten, um (sexuelle) Beziehungen zu Müttern einzugehen (vgl. ebd.: 53). Die Verhältnisse scheinen die Befragten zu belasten, daher äusserten sie den Wunsch nach besseren und professionelleren Möglichkeiten zur Reflexion von Geschlechterbildern, damit die von ihnen geschilderten Probleme wahrgenommen und angegangen werden können (vgl. ebd.: 52f.).

Der Wunsch nach einer Veränderung der Männerrolle in der Sozialen Arbeit ist jedoch nicht neu. Mit Bezug auf Müller schrieb Stecklina (vgl. 2020: 82), dass es bereits in den 1970er- und 1980er-Jahren Bestrebungen gab, sich von den typischen Rollenbildern und dem erlernten «Mann-sein» zu lösen. Männer in diesem Prozess dokumentierten ihre Erfahrungen und beschrieben ihre Gefühlslage zwischen den Erwartungen an sie als Männer, ihrer Sozialisation und einem alternativen Rollenverständnis oft als «Ohnmacht».

Festzuhalten ist, dass alle Studien darauf hinweisen, dass sich Männer in der Sozialen Arbeit anders behandelt fühlen. Die Bewertung dieser Andersbehandlung variiert jedoch stark und hängt insbesondere mit den individuellen Ambitionen und Rollenvorstellungen der Männer zusammen. Männer, die sich in Bereichen der Sozialen Arbeit sehen, in denen besonders «typisch männliche» Eigenschaften wie Entscheidungs- und Überzeugungsfähigkeit gefragt sind, können die «patriarchale Dividende» nutzen. Diese ermöglicht es ihnen, schnell Aufstiegsmöglichkeiten zu erlangen und einen besonderen Status innerhalb der Organisation einzunehmen. Dennoch empfinden viele von ihnen die beruflichen Perspektiven in der Sozialen Arbeit als unzureichend.

Anders gestaltet sich die Situation für Männer mit einem untypischen Verständnis von Männlichkeit, die sich in männeruntypischen Tätigkeitsbereichen wie der frühkindlichen Bildung engagieren. In diesem Fall wird die Andersbehandlung als hinderlich wahrgenommen. Hier lässt sich von einer «marginalisierten Männlichkeit» in Connells Sinne sprechen. Interessant ist, dass die Befragten insbesondere angeben, unter dem Verhalten und den Zuschreibungen ihrer Kolleginnen zu leiden. Eine mögliche Herabsetzung auf der homosozialen Ebene wird leider in dieser Studie nicht thematisiert.

Vor dem Hintergrund der vorliegenden Erkenntnisse lässt sich erklären, warum die Segregation in den verschiedenen Tätigkeitsbereichen der Sozialen Arbeit so stabil bleibt und es verdeutlicht, dass Rollenbilder in der Sozialen Arbeit nach wie vor von zentraler Bedeutung sind.

4. Männlichkeit(en) in der stationären Jugendhilfe

Nachdem ich auf Männlichkeitskonstruktionen und das «Mann-sein» in der Sozialen Arbeit eingegangen bin und gezeigt habe, wie sich das Konzept der hegemonialen Männlichkeit auf dieses Arbeitsfeld übertragen lässt, werde ich mich nun spezifisch mit dem Tätigkeitsbereich der stationären Jugendhilfe auseinandersetzen. Zunächst wird der Begriff «stationäre Jugendhilfe» definiert und eine kurze Einführung in den entsprechenden Bereich gegeben. Anschliessend wird auf das Lebensalter Jugend und die Konstruktion von Männlichkeit in dieser Lebensphase eingegangen. Diese Überlegungen bilden die Grundlage für die thematische Auseinandersetzung mit Männlichkeit in der stationären Jugendhilfe, die auf mehreren Ebenen stattfindet: sowohl auf der institutionellen und professionellen Ebene der Fachkräfte als auch auf der Ebene der Adressat:innen.

4.1. Begriffsklärung: Stationäre Jugendhilfe

In der Schweiz wurde lange Zeit der Begriff «Heimpflege» verwendet, der jedoch zunehmend durch die Bezeichnung «stationäre Erziehungshilfen» ersetzt wird. Dieser Begriff fand in den vergangenen Jahren auch Einzug in verschiedene kantonale Gesetze und Verordnungen (vgl. Eberitzsch 2023: 37). Stefan Eberitzsch (ebd.: 38) definiert den Begriff mit Verweis auf einen Bericht des Eidgenössischen Justiz- und Polizeidepartements (EJPD) wie folgt: «Als stationäre Erziehungshilfen werden institutionelle Angebote in Kinder- und Jugendeinrichtungen verstanden, in denen junge Menschen ausserhalb ihrer Herkunftsfamilie mindestens zeitweise über Tag und Nacht leben.» Da diese Begriffsdefinition sehr weit gefasst ist und es in der Schweiz keine systematische Übersicht über die Angebotsformen der stationären Erziehungshilfen gibt, greife ich auf einen präziser umrissenen Begriff zurück (vgl. Rein 2020: 22). Im Folgenden werde ich den Begriff «stationäre Jugendhilfe» verwenden, der vor allem in Deutschland, aber auch in der Schweiz gebräuchlich ist (vgl. ebd.). Unter «stationäre Jugendhilfe» fasse ich alle sozialpädagogischen Institutionen der stationären Erziehungshilfen zusammen, die sich an Jugendliche ab Eintritt in die Adoleszenz und an junge Erwachsene bis zum Alter von 25 Jahren richten. Die Altersgrenze von 25 Jahren ist insofern relevant, als dass sich viele Institutionen daran orientieren, da sie die Obergrenze des Jugendstrafrechts abbildet (vgl. Eberitzsch 2023: 38). Pflegefamilien klammere ich bewusst aus, da diese in der Regel nicht in einem organisationalen Rahmen agieren, dort nicht zwingend Professionelle der Sozialen Arbeit tätig sind und sie somit weniger mein Erkenntnisinteresse betreffen.

Um den Bereich der stationären Jugendhilfe und die damit verbundenen Aufgaben der Sozialen Arbeit zu verstehen, ist es zunächst notwendig, die rechtlichen Voraussetzungen zu klären. In der Schweiz gibt es kein Bundesgesetz, das den Bereich der Kinder- und Jugendhilfe in seiner Gesamtheit regelt. Das Zivilgesetzbuch (ZGB) befasst sich hauptsächlich mit den Eingriffsrechten des Staates in Familien sowie mit Massnahmen bei Kindeswohlgefährdung (vgl. ebd.: 44f.). Die rechtlichen

Grundlagen für die Rechtsstellung von Kindern und Jugendlichen finden sich vor allem auf der Ebene der Kantone und Gemeinden (vgl. ebd.: 45). All diese Gesetze orientieren sich – oder sollten sich orientieren – an der UN-Kinderrechtskonvention, die somit die wichtigste rechtliche Grundlage bildet (vgl. ebd.: 44). Aus diesen gesetzlichen Grundlagen ergibt sich, dass die stationäre Erziehungshilfe ein zentrales Handlungsfeld zur Sicherstellung des Kindeswohls darstellt. Sie bietet Kindern und Jugendlichen in schwierigen Lebenslagen Schutz, Hilfe und Förderung (vgl. ebd.: 46). Entsprechend liegt es in der Verantwortung der Institutionen und Fachkräfte der stationären Jugendhilfe, die Rechte der Jugendlichen zu wahren und eine förderliche Entwicklung sicherzustellen. Heimplatzierungen sind ein zentraler Bestandteil des Kinder- und Jugendhilfesystems in der Schweiz. Dennoch mangelt es bisher an systematischen Untersuchungen und umfassenden Daten zu diesem Bereich. Die stationäre Jugendhilfe in der Schweiz umfasst eine breite Palette an Einrichtungen mit unterschiedlichen Settings und vielfältigen Angeboten (vgl. Piller/Schnurr 2013: 11). Zu den Angeboten der stationären Jugendhilfe zählen unter anderem Wohngruppen in Heimen, betreutes Wohnen, Verselbständigungsgruppen sowie Wohngruppen, die mit Angeboten zur Arbeitsintegration kombiniert sind. Diese Wohngruppen werden teilweise koedukativ, teilweise geschlechtergetrennt geführt (vgl. Strahl/Theile 2021: o.S.).

4.2. Lebensphase Jugend

Im Folgenden werden das Jugendalter sowie die Identitätsentwicklung und die Konstruktion von Geschlecht, insbesondere von Männlichkeit, während dieser Lebensphase analysiert. Ziel ist es, die Bedeutung dieses spezifischen Alters für die Entwicklung von Männlichkeit aufzuzeigen. Danach wird die Konstruktion von Männlichkeit in der stationären Jugendhilfe anhand verschiedener Studien beleuchtet. Dabei wird insbesondere auf die Adressat:innen und auf die Reproduktion und Dekonstruktion von Männlichkeit in bestimmten Arbeitsfeldern innerhalb der stationären Jugendhilfe eingegangen.

4.2.1. Entwicklungsaufgaben und Identitätsentwicklung im Jugendalter

Das Jugendalter stellt eine Phase des Umbruchs vom Kind zum Erwachsenen dar. Neben der biologischen Basisveränderung ist dieser Lebensabschnitt durch kulturelle Anpassungsleistungen des jungen Erwachsenenalters gekennzeichnet. Die sekundären Geschlechtsmerkmale entwickeln sich, hormonelle Veränderungen setzen ein, und wichtige Reifungsprozesse in verschiedenen Gehirnregionen finden statt. Diese Veränderungen führen zu grundlegenden mentalen Wandlungsprozessen im psychosozialen Bereich, wodurch die Adoleszenz als eine kultursensible Entwicklungsphase betrachtet werden kann (vgl. Resch 2016: 137). In der Adoleszenz werden Jugendliche mit einer Vielzahl von Entwicklungsaufgaben konfrontiert. Diese zielen darauf ab, dass die werdenden Erwachsenen aktiv und bewusst Verantwortung für ihr eigenes Leben, ihre Entscheidungen und ihr

Handeln übernehmen (vgl. ebd.: 138). Diese Entwicklungsaufgaben werden stark durch gesellschaftliche Normen und Rollenvorschriften beeinflusst. So legen verschiedene Sozialinstanzen wie Schule, Familie und Freundeskreis fest, welches Verhalten und welche persönlichen Veränderungen als altersangemessen gelten (vgl. Hurrelmann/Quenzel 2022: 24). Dabei gewinnen im Rahmen der Ablösung ausserfamiliäre Sozialinstanzen wie Peers und Gleichaltrige an Bedeutung (vgl. King 2022: 21). Die Entwicklungsaufgaben können in zwei Dimensionen aufgeteilt werden:

1. Die individuelle Dimension zielt auf die persönliche Individuation ab. Im Mittelpunkt steht der Aufbau einer einzigartigen Persönlichkeitsstruktur mit spezifischen körperlichen, psychischen und sozialen Merkmalen sowie Kompetenzen. Diese Entwicklung ermöglicht es dem Individuum, sich selbst als unverwechselbar wahrzunehmen (vgl. Hurrelmann/Quenzel 2022: 25).
2. Die gesellschaftliche Dimension fokussiert auf die Integration in gesellschaftliche Netzwerke und Gruppen sowie die Übernahme verantwortungsvoller Rollen innerhalb der Gemeinschaft (vgl. ebd.).

Die zentralste Entwicklungsaufgabe in der Adoleszenz ist die Identitätsentwicklung. In dieser Lebensphase beschäftigen die Jugendlichen viele grundlegende Fragen: Wer bin ich? Wer möchte ich sein? Die Auseinandersetzung mit der eigenen Identität und dem persönlichen Lebensentwurf ist in dieser Zeit besonders intensiv (vgl. Jungbauer 2017: 189). Resch (2016: 138) definiert Identität als: «Übereinstimmung des Subjektes mit sich selbst». Dies bedeutet, dass Jugendliche eine in sich kohärente Identität aufbauen müssen. Diese Aufgabe ist anspruchsvoll, da die Identitätsentwicklung massgeblich von den gesellschaftlichen, sozialen und kulturellen Bedingungen geprägt ist, in denen die Jugendlichen aufwachsen. Im Vergleich zu früheren Generationen bietet die heutige Zeit zahlreiche Optionen zur Lebensgestaltung. Diese Vielfalt an Möglichkeiten birgt jedoch auch Risiken wie Überforderung und Misserfolg (vgl. Jungbauer 2017: 185).

Die Beeinflussung der Jugendlichen durch gesellschaftlichen Netzwerken und Sozialinstanzen bedeutet, dass Institutionen und Fachkräfte der Sozialen Arbeit in der stationären Jugendhilfe eine wesentliche Rolle bei der Identitätsentwicklung ihrer Adressat:innen spielen und diese massgeblich beeinflussen. Die Pluralisierung der Lebensentwürfe, mit denen sich Jugendliche heute auseinandersetzen müssen, stellt eine zusätzliche Herausforderung für ihre Identitätsbildung dar und erfordert besondere Beachtung durch Sozialarbeitende.

4.2.2. Konstruktion von Männlichkeit(en) im Jugendalter

Bei der Identitätsbildung in der Adoleszenz spielen Geschlechterverhältnisse sowie die soziale Konstruktion und Herstellung von Geschlecht eine zentrale Rolle (vgl. King 2022: 21). Vera King (ebd.: 23) schreibt in Bezug auf die Adoleszenz: «in dieser Lebensphase findet eine Vergeschlechtlichung der sozialen Rollen und der geschlechtstypischen sozialen Bahnung in besonderem Maße statt.» Weiter erläutert sie, dass im Jugendalter psychische und soziale Prozesse ablaufen, die zur Verinnerlichung von Geschlechterbildern führen. So werden in dieser Entwicklungsphase soziale Prozesse der Vergeschlechtlichung mit individuellen psychischen Verarbeitungsmechanismen körperlicher Veränderungen sowie der Aneignung des eigenen Körpers verknüpft (vgl. ebd.).

In der Adoleszenz ist das «doing gender» daher besonders ausgeprägt. Bestimmte soziale Aspekte wie die Vereinbarkeit von Familie und Beruf nehmen demnach eine wichtige Rolle in der geschlechterspezifischen Identitätsentwicklung von Jugendlichen ein. Dabei gibt es Unterschiede zwischen den Geschlechtern in der Wahrnehmung und Bewältigung dieser Vereinbarkeitsdilemmata. Auch Familiendynamiken in der Herkunftsfamilie, die Festigung des eigenen Selbst sowie die soziale Neupositionierung verlaufen bei Mädchen und Jungen teilweise geschlechtsspezifisch. Dabei unterscheiden sich sowohl die Konfliktpotenziale als auch die Entwicklungsspielräume. Geschlechterbezogene Unterschiede zeigen sich ebenfalls bei Krisen, die Jugendliche erleben, sowie in ihren Bewältigungsstrategien. Dies führt zu unterschiedlichen Risikolagen und Störungsbildern, die Ausdruck biografischer Belastungen und ungleicher Chancenstrukturen sind (vgl. ebd.: 21f.). Böhnisch (vgl. 2015: 92) beschreibt, dass sich das Geschlecht bei Jugendlichen insbesondere in der Phase des Übergangs zur Ausbildung und zum Beruf als Orientierungs- und Bewältigungskategorie deutlich zeigt. Diese geschlechtsspezifische Prägung des Übergangsprozesses hängt vor allem mit dessen Unsicherheitscharakter zusammen. Bei männlichen Jugendlichen treten geschlechtertypische Bewältigungsmuster besonders hervor, da bei ihnen nach wie vor eine enge Verbindung zwischen Erwerbsrolle und Geschlechteridentität besteht.

Bei den Entwicklungsproblemen nehmen erwachsene, pädagogische oder elterliche Bezugspersonen eine zentrale Rolle ein. Haben die Bezugspersonen Schwierigkeiten, die Veränderungen der Jugendlichen während der Adoleszenz angemessen zu akzeptieren und zu unterstützen, kann dies zu Entwicklungsproblemen bei den Jugendlichen führen. In dieser Lebensphase hinterfragen Jugendliche oft intensiv die Lebensmodelle der Erwachsenen und entwickeln eigene Vorstellungen. Gleichzeitig bleiben sie jedoch auf die Unterstützung jener angewiesen, von denen sie sich abzugrenzen versuchen (vgl. King 2022: 22). Bezugspersonen fungieren somit gleichzeitig als Vorbilder und als Reibungsfläche.

Zudem gewinnen digitale Medien und Netzwerke zunehmend an Bedeutung für die Geschlechterkonstruktion von Jugendlichen. Die Gestaltung sozialer Beziehungen in digitalen Medien sowie das Experimentieren mit der eigenen sexuellen Identität spielen eine zentrale Rolle. Durch die digitale Vernetzung scheint Geschlecht seinen eindeutig definierenden Charakter zu verlieren, und vielfältige queere Identitäten werden sichtbar (vgl. Bütow 2022: 292). Geschlecht wird zu einer neuen Zugehörigkeitskategorie mit diffusen und ambivalenten Anforderungsstrukturen. Jugendliche stehen vor der Herausforderung, diese komplexen Verschlüsselungen und Widersprüche zu entschlüsseln und in ihre Identitätskonstruktionen einzubetten (vgl. ebd.: 293).

Männliche Identität wird in der Jugend vorwiegend innerhalb von Jungengruppen geformt. Dabei spielen eine «männliche Aussenorientierung», wie sie sich in kompetitiven Spielen und körperlichen Auseinandersetzungen zeigt, eine bedeutende Rolle (vgl. ebd.). Männliche Jugendliche neigen häufiger zu externalisierenden Bewältigungsformen adoleszenter Unsicherheiten, wie Risikoverhalten im Sport, innerhalb von Jugendszenen oder zu körperlicher Aggression (vgl. King 2022: 22). Die Jugendphase von Jungen ist geprägt von Normierungen, Ambivalenzen und Widersprüchen. Geschlechtsspezifische Ab- und Ausgrenzungen sind dabei zentral. Auch wenn sich gegenwärtig ein Trend zu einer zunehmenden Akzeptanz vielfältiger sexueller Orientierungen zeigt, bleibt die Heteronormativität von grosser Bedeutung. Ausgrenzungen und Stigmatisierungen in Form von offenem oder subtilem Sexismus, gegen Personen, die nicht der Norm entsprechen, sind insbesondere bei sozial benachteiligten Jugendlichen weiterhin eine aktivierbare Ressource (vgl. Bütow 2022: 294).

Es zeigt sich, dass die Adoleszenz bedeutend für die Bildung der Geschlechtsidentität und Konstruktion von Männlichkeit ist. Jungen stehen vor der Herausforderung, die komplexen und widersprüchlichen Aufgaben dieser Lebensphase zu bewältigen. Sie bewegen sich in einem Spannungsfeld zwischen traditionellen Männlichkeitsbildern und einer Vielfalt neuer Männlichkeitsvorstellungen. Die Ausbildung der Geschlechtsidentität wird durch zahlreiche äussere Faktoren beeinflusst. Für die Institutionen und Fachkräfte der stationären Jugendhilfe bedeutet dies, dass sie die Männlichkeitskonstruktionen ihrer Adressat:innen stark beeinflussen. Einerseits geschieht dies durch die Vorbildfunktion aller Mitarbeitenden und ihrem Verhalten untereinander sowie gegenüber den Jugendlichen. Andererseits liegt ihre Aufgabe auch in der Begleitung und Unterstützung der Jugendlichen bei den Herausforderungen, die sich im Zusammenhang mit der Konstruktion von Männlichkeit ergeben. Besonders wichtig ist hierbei das Bewusstsein, dass Jugendliche in der Sozialen Arbeit häufig zu traditionellen Männlichkeitsbildern tendieren, da viele von ihnen aus sozial benachteiligten Verhältnissen stammen.

4.3. Konstruktion und Reproduktion von Männlichkeit(en)

Um die Verbindung der vorher beschriebenen Themen mit der Konstruktion von Männlichkeit darzustellen, werden zunächst die Adressat:innen der stationären Jugendhilfe und ihre Lebenslagen kurz beschrieben. Danach gehe ich vertieft auf die Reproduktion und Dekonstruktion von traditionellen Männlichkeitsbildern in spezifischen Bereichen der stationären Jugendhilfe ein.

4.3.1. Lebenslagen und ihre Verbindung zu Männlichkeitskonstruktionen

Wie aus dem vorangegangenen Kapitel hervorgeht, befinden sich Jugendliche in einer Phase der Identitätsfindung und des Übergangs des Kindes- ins Erwachsenenalter. In dieser Zeit der Veränderung müssen sie viele Entscheidungen treffen und ihre Verantwortung nimmt zu. Die Jugendlichen in der stationären Jugendhilfe stehen jedoch vor zusätzlichen Herausforderungen. Hirschfeld, Rein und Schnurr (vgl. 2022: 3) beschreiben, dass die Adressat:innen der stationären Erziehungshilfen aus zunehmend vielfältigen Familienkontexten, Peergruppen sowie Bildungs- und Ausbildungssituationen stammen. Ein grosser Teil der Kinder und Jugendlichen in der Schweiz hat einen Migrationshintergrund, und es ist ein Anstieg von Ein-Elternhaushalten zu verzeichnen, die ein signifikant höheres Armutsrisiko aufweisen. Viele Jugendliche in der stationären Jugendhilfe wachsen in Familien auf, die mit chronifizierten psychosozialen und sozioökonomischen Problemlagen zu kämpfen haben. Hinzu kommt, dass zahlreiche Jugendliche in diesem Feld Diskriminierungen, Abwertungen, Verletzungen und Gewalt erlebt haben (vgl. ebd.).

Vergleicht man diese Erkenntnisse mit der Aussage von Böhnisch (2015: 92): «Je prekärer die soziale Lage – vielleicht noch verbunden mit ethnischer Abwertung – desto wahrscheinlicher wird die Aktivierung betont maskuliner Bewältigungsmuster», wird deutlich, dass ein Grossteil der männlichen Jugendlichen der stationären Erziehungshilfen und ihrer Familiensysteme zu Verhaltensmustern der hegemonialen Männlichkeit neigt. Studer (vgl. 2020: 152) weist darauf hin, dass Jugendliche in prekären Lebenslagen, denen erwartbare Statusfaktoren verwehrt bleiben, auf einfach zugeschriebene Statusunterschiede wie Geschlecht, Alter oder Religionszugehörigkeit zurückgreifen. Diese Faktoren, die qua Geburt gegeben sind, bieten ihnen eine vermeintliche Sicherheit und tragen zur Stabilisierung der individuellen Position bei. In der stationären Jugendhilfe führt dies dazu, dass Fachkräfte in ihrer täglichen Arbeit häufig mit betont maskulinen Bewältigungsmustern konfrontiert sind.

Diese These wird durch eine empirische Studie zu Geschlecht und geschlechtersensibler Pädagogik in Heimeinrichtungen von Silke Remiorz (vgl. 2021) untermauert. Ihre Untersuchung macht deutlich, dass traditionelle Männlichkeitskonstruktionen bei männlichen Jugendlichen in der stationären Jugendhilfe weiterhin vertreten sind. Im Gegensatz zu den bisher verwendeten Studien beleuchtet sie die Konstruktion von Männlichkeit und geschlechtsspezifische Unterschiede aus der Sicht der

Jugendlichen. Aus den Ergebnissen der Studie geht hervor, dass die Sichtweisen der Proband:innen auf geschlechtsspezifische Verhaltensweisen sehr differenziert sind. So zeigt sich, dass es vereinzelt Jugendliche gibt, die nicht von einer Zweigeschlechtlichkeit ausgehen (vgl. ebd.: 235). Bei den meisten Befragten besteht jedoch weiterhin die Grundannahme einer Zweigeschlechtlichkeit, wobei sie dem Geschlecht bestimmte Eigenschaften und Verhaltensweisen zuschreiben. Insbesondere die männlichen Jugendlichen möchten ihr Geschlecht entsprechend diesen Zuschreibungen ausleben und dies vor allem gegenüber dem weiblichen Geschlecht zeigen (vgl. ebd.).

Die männlichen Probanden nennen als positive männliche Eigenschaften ein gutes Benehmen gegenüber Mädchen sowie Ehrgeiz, der insbesondere durch sportliche Wettkämpfe zum Ausdruck kommt. Remiorz (vgl. ebd.: 235f.) interpretiert die Aussagen der Probanden als eine Hierarchisierung in «härtere» männliche und «weichere» weibliche Eigenschaften. Die weiblichen Jugendlichen hingegen beschreiben grosses Selbstbewusstsein, Unkompliziertheit, Flirtbereitschaft und Offenheit als positive Eigenschaften der männlichen Jugendlichen (vgl. ebd.: 236). Negativ beurteilen sie jedoch arrogantes, «machohaftes» Verhalten, das sie stark ablehnen, da es oft mit einer Abwertung des Weiblichen einhergeht. Darüber hinaus schreiben die Mädchen den Jungen Faulheit und Unordnung zu (vgl. ebd.: 192). Die männlichen Jugendlichen selbst benennen externalisierende Verhaltensweisen als ihre negativen Eigenschaften: Sie weisen eine erhöhte Gewaltbereitschaft auf und beschreiben sich teilweise als arrogant (vgl. ebd.: 236).

4.3.2. Reproduktion und Dekonstruktion durch Fachkräfte und Institutionen

Angesichts ihrer Aufgabe, die Jugendlichen bei der Bewältigung von Entwicklungsaufgaben und der Identitätsfindung zu unterstützen, sowie ihrer Verpflichtung gegenüber dem Berufskodex (vgl. AvenirSocial 2010), der die Förderung von Gleichheit und Gleichberechtigung betont, sollten die Fachkräfte die Jugendlichen unabhängig von ihrem Geschlecht gleichbehandeln und gegen Ungleichbehandlung und Diskriminierung vorgehen. Das heisst, sie sind verpflichtet, Jugendlichen alternative Bewältigungsmuster und Männlichkeitsbilder aufzuzeigen. Zudem sollten sie die hegemoniale Männlichkeit gezielt thematisieren, um Abwertungen von Weiblichkeit sowie untergeordneten und marginalisierten Männlichkeiten oder auch der LGBTQ⁺-Community entgegenzuwirken.

Dass dies jedoch nur bedingt geschieht, verdeutlichen die vorhergehenden Erläuterungen zu den Konstruktionen von Männlichkeit durch Sozialarbeitende. Sie zeigen auf, dass das Bewusstsein und die Bereitschaft, sich mit Verhaltensweisen hegemonialer Männlichkeit auseinanderzusetzen, bei den Fachkräften und Institutionen der Sozialen Arbeit nur eingeschränkt vorhanden zu sein scheinen. Auch die Untersuchung von Silke Remiorz (vgl. 2021) liefert hierzu weitere Anhaltspunkte.

Zwar geben die meisten befragten Jugendlichen an, dass sie von den Betreuer:innen unabhängig vom Geschlecht neutral behandelt werden, können jedoch nicht benennen, worauf ihre subjektive Wahrnehmung basiert (vgl. ebd.: 203). Unterschiede im Umgang zwischen weiblichen und männlichen Jugendlichen zeigen sich vor allem in haushaltsrelevanten Angelegenheiten. Remiorz vermutet anhand der Aussagen der Proband:innen, dass es zu einer Benachteiligung des weiblichen Geschlechts bezüglich häuslicher Care-Arbeit kommt (vgl. ebd.: 238).

Darüber hinaus wurden auch geschlechterspezifische Unterscheidungen in der Freizeitgestaltung der Wohngruppen festgestellt. So berichtet ein Jugendlicher beispielsweise, dass die Teilnahme an Freizeitangeboten grundsätzlich allen offenstehe, bei vermeintlich geschlechtsspezifischen Aktivitäten wie «Shoppen» jedoch nur die Mädchen gefragt würden (vgl. ebd.: 204).

Auch geschlechtsspezifische sprachliche Unterschiede werden benannt. So geben männliche Jugendliche an, dass die Betreuer:innen in Bezug auf Leistung härter mit ihnen ins Gericht gehen als mit den Mädchen (vgl. ebd.: 205). Remiorz folgert daraus, dass die Fachkräfte Hierarchisierungen unter den Jugendlichen vornehmen und ihnen stereotypische Eigenschaften als auch Verhaltensweisen zuschreiben, wie etwa männliche «Härte». So würden vermeintlich spassig gemeinte Aussagen getätigt, die männlichen Jugendlichen eine «weibliche Schwäche» attestieren und sie dadurch abwerten (vgl. ebd.: 205f.). Zudem fühlen sich einige der befragten weiblichen Jugendlichen von männlichen Betreuern auf ihr Geschlecht reduziert. Sie berichten, dass Mädchen im Gegensatz zu den Jungen als «schwächer» wahrgenommen würden und ihnen deshalb mehr Behütung entgegengebracht werde (vgl. ebd.: 206).

Ferner liefert auch die Studie zur Reproduktion und Dekonstruktion bestehender Geschlechterkonstruktionen aus der Jungenarbeit von Jan Wienforth (vgl. 2015) weitere Erkenntnisse, die die vorhergehenden Ausführungen verdeutlichen. In der Untersuchung wird aufgezeigt, dass es erhebliche individuelle Unterschiede bei der Reproduktion und Dekonstruktion traditioneller Männlichkeitskonstrukte gibt (vgl. ebd.: 171). Er kommt zu dem Schluss, dass sich die Professionalität sowie die Neigung, bestehende heteronormative und hegemonial-männliche Geschlechterkonstruktionen zu reproduzieren, bei den Fachkräften stark unterscheiden. Während einige der untersuchten Gruppen die Reproduktionspotenziale reflektieren und ablehnen, zeigen andere eine deutlich reproduktionsorientierte Ausrichtung. Auffällig ist, dass ein ausgeprägtes Reproduktionspotenzial häufig mit einem unreflektierten und weniger professionellen Habitus einhergeht (vgl. ebd.).

Wienforth (vgl. ebd.: 171f.) beschreibt weiter, dass die Position zur Reproduktion traditioneller hegemonialer Männlichkeit häufig radikal vertreten wird. Die Gegenposition äussert sich hingegen durch eine deutliche Abgrenzung von reproduktionsorientierten Habituskomponenten. Verknüpft mit dem Konzept des «doing gender while doing work» zeigt sich, dass die Jugendarbeit innerhalb

der Sozialen Arbeit ein Arbeitsfeld darstellt, das explizit als männliche Domäne gilt. Hierbei erfolgt eine aktive Abgrenzung von der vermeintlich «weiblichen» Sozialen Arbeit – dabei wird teilweise bewusst und radikal ein bestimmtes Männerbild verkörpert. Auch wenn es vereinzelt Gegenpositionen gibt, bleibt ein traditionelles Männerbild dominant.

Eine weitere Studie von Marc Thielen (vgl. 2014) liefert zusätzliche Anhaltspunkte. Die ethnografische Untersuchung beschäftigt sich mit dem institutionellen Alltag einer Berufsvorbereitungsklasse an einer berufsbildenden Schule (vgl. ebd.: 171). Diese Erkenntnisse sind für die vorliegende Arbeit bedeutsam, da in der stationären Jugendhilfe viele Einrichtungen Berufsvorbereitungsangebote für Jugendliche ohne Ausbildungsplatz mit Wohnen kombinieren. Solche Angebote richten sich häufig gezielt an männliche Jugendliche (siehe Zentrum Erlenhof 2024). Thielen (vgl. 2014: 181), stellt fest, dass die untergeordnete Position im männlichen Geschlechterverhältnis durch die Zugehörigkeit zu einem Berufsfeld sichtbar wird, das den Körper der Jugendlichen für manuelle Tätigkeiten instrumentalisiert. Die institutionelle Vorbereitung auf eine handwerkliche Ausbildung beruht auf Praktiken, die «männliche Härte» durch die Förderung von Ausdauer, Disziplin und körperlicher Stärke betonen. Abweichende Verhaltensweisen werden institutionell als «nicht männlich» bewertet und entsprechend geschlechterbezogen sanktioniert. Dies verdeutlicht, dass eine institutionalisierte Normierungsmacht existiert, die eine Anpassung an traditionelle Männlichkeitsbilder erfordert, wie sie auch in männlichen Jugendkulturen verbreitet sind.

Die Erkenntnisse der oben genannten Studie decken sich mit den Ergebnissen eines ethnografischen Forschungsprojekts von Tobias Studer, Sevda Can Güneş und Gisela Hauss. In diesem Projekt wurde die Bedeutung von Männlichkeit als Distinktionsmerkmal innerhalb sozialpädagogischer Berufsbildungsheime in der Deutschschweiz untersucht. Die betrachteten Institutionen waren gezielt auf männliche Jugendliche ausgerichtet (vgl. Studer 2020: 151). Die Studie zeigt auf, dass dem Arbeitsbereich, insbesondere in räumlicher Hinsicht, eine besondere Bedeutung als männlich konnotierter und abgrenzbarer Ort zukommt. Im Vergleich zu eher weiblich konnotierten Räumen der Wohngruppen mit gemischten Teams, die von den männlichen Jugendlichen deutlich abgewertet werden, gewinnt der exklusiv «männliche» Raum der Werkstatt an Dominanz. Diese Abgrenzung verleiht der Werkstatt einen höheren Wert und macht sie zu einem Ort, an dem der männliche Habitus innerhalb der eigenen Gruppe besonders betont wird (vgl. ebd.). Hier ist auffällig, dass dabei an einer gemeinhin überholten Position von Männlichkeit festgehalten wird. Die Jugendlichen orientieren sich immer noch stark am traditionellen Modell des Familienernährers (vgl. ebd.: 151f.).

All dies zeigt, dass in der stationären Jugendhilfe tradierte Männlichkeitskonstruktionen sowohl bei vielen Jugendlichen als auch bei den Fachkräften noch weit verbreitet sind. Insbesondere männliche Jugendliche und männliche Mitarbeitende scheinen stark von hegemonialen Männlichkeitsvorstellungen geprägt zu sein. In allen genannten Studien wurde die Abwertung des Weiblichen sowie die Betonung der eigenen Stärke sichtbar. Dennoch gibt es auf den Wohngruppen vereinzelt Bestrebungen, bestehende Geschlechterrollen aufzubrechen. Trotz dieser Ansätze sind jedoch viele unbewusste und teilweise subtile Handlungsweisen seitens der Fachkräfte und Jugendlichen erkennbar, die eine Zweigeschlechtlichkeit manifestieren. Des Weiteren sind geschlechtsspezifische Zuschreibungen nach wie vor weit verbreitet.

Besonders in der Arbeit mit ausschliesslich männlichen Jugendlichen werden bestehende Geschlechterdifferenzen und hegemoniale Männlichkeitsbilder teilweise bewusst reproduziert und gefördert. Bereits die Angebote zur Berufsintegration verstärken bestehende Männlichkeitskonstruktionen, da sie fast ausschliesslich auf klassische «männliche» Handwerksberufe ausgerichtet sind. Dies trägt dazu bei, maskuline Bewältigungsmuster weiter zu fördern, die bei sozial benachteiligten und von Exklusion bedrohten Jugendlichen ohnehin häufig vorhanden sind.

Abschliessend lässt sich festhalten, dass viele Fachkräfte in der stationären Jugendhilfe bewusst oder unbewusst ihre Pflichten zur Gleichbehandlung und Gleichstellung vernachlässigen. Dies ist besonders problematisch, da die Betreuer:innen in der Studie von Remiorz (vgl. 2021: 232) als die wichtigsten Bezugspersonen innerhalb und ausserhalb der stationären Einrichtung benannt wurden. Die Jugendlichen stufen die Betreuer:innen als äusserst bedeutend für die Kategorie Geschlecht ein, da sie sowohl als Vorbilder als auch als Begleitpersonen im Alltag fungieren. Zudem wurde deutlich, dass sich die Jugendlichen in bestimmten Situationen gleichgeschlechtliche Bezugspersonen wünschen (vgl. ebd.). Dies unterstreicht die enorme Bedeutung und den Einfluss der Fachkräfte in der stationären Jugendhilfe auf die geschlechtliche Identitätsbildung der Jugendlichen. Gleichzeitig verdeutlicht es den Bedarf an mehr männlichen Fachkräften in der Bezugsarbeit. Stecklina und Wienforth (vgl. 2016: 375) betonen jedoch, dass die Forderung nach mehr Männern nicht bedeutet, dass Frauen die Fähigkeit zur Arbeit an jungenspezifischen Themen abgesprochen werden. Weiter unterstreichen sie, dass das «Mann-sein» allein keine ausreichende Qualifikation für die Arbeit mit männlichen Jugendlichen ist. Vielmehr betonen die Autor:innen die Notwendigkeit von Genderkompetenzen bei Fachkräften, um geschlechtssensible Arbeit leisten zu können (vgl. ebd.). Die Forderung sollte also nach mehr männlichen Fachkräften mit Genderkompetenzen oder angemessenen Weiterbildungsmöglichkeiten für bereits in der Bezugsarbeit tätige männliche Fachkräfte verlangen.

5. Kritische Analyse und Beantwortung der Fragestellung

In diesem Kapitel wird untersucht, in welchem Umfang die vorgängigen Erkenntnisse zur Beantwortung der Fragestellung «Welche Rolle spielt ein professioneller Umgang von Fachkräften mit Männlichkeit(en) in der stationären Jugendhilfe und warum ist er von zentraler Bedeutung?» beitragen können. Dafür werden die Ergebnisse in drei Ebenen unterteilt: die strukturelle Ebene, die Ebene der Fachkräfte und die Ebene der Adressat:innen. Zunächst wird die Bedeutung der einzelnen Ebenen separat betrachtet. Es ist jedoch zu beachten, dass bestimmte Aspekte mehreren Ebenen zugeordnet werden können und die Abgrenzung zwischen den einzelnen Bereichen teilweise unscharf ist. Anschliessend werden die drei Ebenen zusammengeführt, um ihre Verwobenheit zu diskutieren und die Fragestellung möglichst umfassend zu beantworten. Abschliessend erfolgt eine kritische Reflexion der Ergebnisse sowie der zugrunde liegenden Studienlage.

5.1. Strukturelle Ebene

Eine besondere Herausforderung stellt die Trennung der strukturellen Ebene und der Fachkräfte-Ebene dar, da viele Aspekte sehr verwoben scheinen. Da sich hegemoniale Männlichkeit jedoch insbesondere durch verdeckte Strukturen aufrechterhalten kann, erhoffe ich mir, durch die Aufteilung in eine strukturelle und eine Fachkräfte-Ebene konkrete Anhaltspunkte für die jeweilige Ebene herausarbeiten zu können.

Durch die Studien von Ganß (vgl. 2011) und Kessler und Stiehler (vgl. 2015) wurde deutlich, dass trotz der Öffnung des Berufsfelds der Sozialen Arbeit für Männer und einer augenscheinlichen Abkehr von traditionellen Rollenbildern weiterhin geschlechterspezifische Rollenerwartungen bestehen. Dies führt zu einer Segregation innerhalb des Berufsfelds und zu signifikanten geschlechterspezifischen Unterschieden in den Positionen der Fachkräfte. Die Deutlichkeit der Ergebnisse der Studien legen nahe, dass diese Phänomene strukturell verankert sind. Vor allem die Segregation und die unterschiedliche Positionierung der Geschlechter können durch das Konzept «doing gender while doing work» erklärt werden: Männliche Fachkräfte betonen in einem weiblich konnotierten Berufsfeld wie der Sozialen Arbeit besonders häufig ihre Männlichkeit. Diese Betonung trägt dazu bei, dass innerhalb des Berufsfelds «männliche» Arbeitsbereiche und Positionen entstehen, die vermeintlich «männliche» Eigenschaften erfordern.

Eine genauere Betrachtung der zugrunde liegenden Strukturen beider Phänomene zeigt, dass das männliche Selbstverständnis, bessere Leistungen als Frauen zu erbringen, wie es in den genannten Studien ersichtlich wurde, eine zentrale Rolle spielt und oft als Rechtfertigung für die geschlechterspezifische Aufgabenverteilung dient. Dieser Mechanismus zur Aufrechterhaltung dieses Selbstverständnisses erfolgt häufig durch subtile Verhaltensweisen, die hegemoniale Männlichkeit

reproduzieren. Die Verhaltensweisen hegemonialer Männlichkeit zeigen sich einerseits im Überlegenheitsgefühl der Männer, andererseits aber auch in der Tabuisierung und Verschleierung der Thematik. Dies wird in der Studie von Ganß (vgl. 2011) insbesondere durch die Ablehnung einer Auseinandersetzung mit diesen Themen seitens der männlichen Fachkräfte deutlich. Gleichzeitig manifestiert sich hegemoniale Männlichkeit auch durch die scheinbare Akzeptanz seitens der Frauen und der Männer, die nicht dem traditionellen Männlichkeitsbild entsprechen.

Durch die zuvor beschriebenen Mechanismen zeigt sich in der Dimension der beruflichen Segregation ein Muster, bei dem männliche Fachkräfte verstärkt zu bestimmten Arbeitsfeldern wie der stationären Jugendhilfe tendieren. Dies liegt daran, dass sie dort vermeintlich «männliche» Fähigkeiten wie Durchsetzungskraft, Rationalität statt Emotionalität oder «männliche» Dominanz besser einbringen und im Sinne von «doing gender while doing work» ihre Männlichkeit bewahren können. Wenn sie sich in solchen Arbeitsfeldern engagieren, profitieren sie oft von der sogenannten «patriarchalen Dividende», die sich in Form des «gläsernen Fahrstuhls» manifestiert, wodurch sie gute Chancen haben, Leitungspositionen zu erreichen.

Die Kita-Studie von May (vgl. 2016), zeigt jedoch, dass Männer, die nicht in einem typisch «männlichen» Tätigkeitsbereich tätig sind, häufiger Ablehnung erfahren und scheinbar weniger von der «patriarchalen Dividende» profitieren können. Zudem deuten die Aussagen eines homosexuellen sowie eines türkischstämmigen Befragten aus der Studie von Ganß (vgl. 2011) darauf hin, dass innerhalb der männlichen Fachkräfte der Sozialen Arbeit «unterdrückte» oder «marginalisierte» Formen von Männlichkeit in Sinne von Connell existieren, die strukturell benachteiligt werden.

Die vorherigen Ausführungen beleuchten die strukturelle Verankerung von Männlichkeit, die eng mit den Handlungen und Einstellungen der Fachkräfte verbunden ist. In den für diese Arbeit herangezogenen Studien finden sich jedoch auch Hinweise auf eine strukturelle Verankerung von Männlichkeit auf der Ebene der Adressat:innen in der stationären Jugendhilfe. So verdeutlichen die Studien von Studer (vgl. 2020) und Thielen (vgl. 2014), dass insbesondere in der Berufsvorbereitung für Jungen unter anderem durch das Angebot nahezu ausschliesslich handwerklicher Berufe traditionelle Männlichkeitsbilder gestärkt werden.

Zudem zeigt sich, dass in der pädagogischen Arbeit mit Jugendlichen gezielt typisch «männliche» Verhaltensweisen gefördert und vermeintlich «weibliche» Eigenschaften abgewertet werden. Dadurch wird den Jugendlichen ein hegemoniales Männlichkeitsbild vermittelt. Auch in der Studie von Remiorz (vgl. 2021) wird ersichtlich, dass durch das Freizeitangebot gezielt Geschlechterunterschiede gefördert werden. So stehen bei den Jungen sportliche und wettbewerbsorientierte Aktivitäten im Vordergrund, während typisch «weibliche» Angebote kaum beworben werden. Des Weiteren zeigt die Studie von Wienforth (vgl. 2015), dass in der Jungenarbeit systematisch typisch

«männliche» Eigenschaften und Verhaltensweisen reproduziert werden. Dies verdeutlicht, wie tief traditionelle Männlichkeitskonstruktionen im Sinne von «komplizenhafter Männlichkeit» in den Strukturen und Angeboten der stationären Jugendhilfe verankert sind und dass männliche Fachkräfte oft unbewusst hierarchische Strukturen reproduzieren, die ihnen Macht und Privilegien sichern.

5.2. Fachkräfte-Ebene

Im vorherigen Unterkapitel wurde deutlich, dass traditionelle Männlichkeitsbilder unter den Fachkräften der Sozialen Arbeit weiterhin weit verbreitet sind und Männer durch die «patriarchale Dividende» strukturell gegenüber Frauen bevorteilt werden. Im Folgenden liegt der Fokus auf der Ebene der Fachkräfte: Hier wird untersucht, wie sie individuell mit diesen Privilegien umgehen und wie sie zur Reproduktion von Männlichkeitskonstruktionen beitragen.

Die Studie von Ganß (vgl. 2011) zeigt auf, dass viele männliche Fachkräfte kein Bewusstsein für ihre Privilegien in Form der «patriarchalen Dividende» haben und diese als selbstverständlich wahrnehmen. Statt die bestehenden Unterschiede aufzuheben, wird oft eine Gleichwertigkeit bei gleichzeitiger Beibehaltung der Differenzen angestrebt. Es wurde zudem ersichtlich, dass selbst Fachkräfte, die sich aktiv für die Überwindung dieser Unterschiede einsetzen möchten, durch ihr Verhalten häufig unbewusst das Gegenteil bewirken.

Im Umgang mit den Adressat:innen verdeutlicht die Studie von Remiorz (vgl. 2021), dass Fachkräfte in der stationären Jugendhilfe zentrale Bezugspersonen sind, die erheblichen Einfluss auf die geschlechtliche Identitätsbildung der Jugendlichen haben. Die Jugendlichen orientieren sich massgeblich an den Fachkräften, wobei diese sowohl als Vorbilder als auch als Reibungsfläche dienen. Besonders in geschlechterspezifischen Themen wenden sich Jungen bevorzugt an männliche Fachkräfte, was deren Einfluss auf die Entwicklung der Geschlechtsidentität von Jungen nochmals verstärkt. Aus derselben Studie ging zudem hervor, dass männliche Fachkräfte traditionelle Männlichkeitsbilder oft durch ihre Sprache und Handlungen unbewusst reproduzieren. So wird beispielsweise «männliche» Stärke betont, während Mädchen vermeintlich «weibliche» Schwäche zugeschrieben wird, was sie als besonders schutzbedürftig darstellt. Diese Reproduktion traditioneller Rollenbilder wurde auch in der Studie von Wienforth (vgl. 2015) beobachtet, die zeigt, dass in der Jugendarbeit teils gezielt traditionelle Männlichkeitsbilder reproduziert werden.

5.3. Adressat:innen-Ebene

Auf der Adressat:innen-Ebene lassen sich mehrere zentrale Aspekte identifizieren. Erstens wird die Bedeutung des Jugendalters für die Identitätsbildung deutlich. Diese Phase ist durch eine besondere Empfänglichkeit gegenüber Umweltfaktoren geprägt, welche unter anderem durch Institutionen und Fachkräfte der stationären Jugendhilfe repräsentiert werden. So haben ebendiese Institutionen und Fachkräfte einen wesentlichen Einfluss auf die Männlichkeitskonstruktionen der Jugendlichen.

Zweitens stehen männliche Jugendliche vor der Herausforderung, im Spannungsfeld zwischen traditionellen und modernen Männlichkeitsbildern eine kohärente Geschlechtsidentität zu entwickeln (vgl. Böhnisch 2013: 9f.). Allerdings zeigen die Schilderungen der Jungen aus der Studie von Remiorz (vgl. 2021), dass keine deutlichen Hinweise auf grössere Probleme bei der Entwicklung ihrer Geschlechtsidentität vorliegen.

Drittens verdeutlichen die Studien von Remiorz (vgl. 2021), Studer (vgl. 2020) und Thielen (vgl. 2014), dass traditionelle Männlichkeitsbilder unter den Jugendlichen in der stationären Jugendhilfe weiterhin stark verbreitet sind. Eine zentrale Ursache für das hohe Vorkommen solcher Vorstellungen liegt, wie Stude (vgl. 2020: 144) und Böhnisch (vgl. 2015: 92) betonen, in der gesellschaftlichen Prekarität der Jugendlichen. In schwierigen Lebenslagen greifen diese häufig auf Bewältigungsmuster hegemonialer Männlichkeit zurück, die sich oft durch externalisierende Verhaltensweisen wie Aggression, der Abwertung von «Weiblichem» oder durch die Betonung körperlicher Stärke äussert. Diese Muster bieten ihnen vermeintlich Sicherheit und Orientierung und wirken so einem Statusverlust entgegen.

5.4. Synthese der Argumente

Nun werde ich die drei zuvor untersuchten Ebenen – die strukturelle Ebene, die Fachkräfte-Ebene und die Adressat:innen-Ebene – miteinander verknüpfen und mit der Aufgabe der Sozialen Arbeit im Bereich der stationären Jugendhilfe in Beziehung setzen. Auf Grundlage dieser Synthese werde ich abschliessend die Bedeutung eines professionellen Umgangs mit Männlichkeit in der stationären Jugendhilfe erörtern.

Die Bedeutung der strukturellen Ebene wird in der Synthese besonders deutlich. Es zeigt sich, dass die strukturellen Mechanismen die beiden anderen Ebenen stark beeinflussen. Die patriarchalen Strukturen, die in den Institutionen der Sozialen Arbeit vorherrschen, bestätigen das Selbstverständnis der «Überlegenheit» männlicher Fachkräfte und auch männlicher Jugendlicher. Zudem fördern diese Strukturen typische traditionelle «männliche» Verhaltensweisen sowohl auf der Ebene der Fachkräfte als auch der Adressat:innen. Gleichzeitig werden jedoch auch Wechselwirkungen von der Fachkräfte-Ebene auf die strukturelle Ebene sichtbar. Das fehlende Bewusstsein und die

mangelnde Bereitschaft vieler männlicher Fachkräfte, sich mit ihren männlichen Privilegien auseinanderzusetzen, behindern notwendige strukturelle Veränderungen. Dadurch entsteht eine Pattsituation, die die Reproduktion patriarchaler Strukturen begünstigt. Diese Pattsituation wirkt sich wiederum auf die Adressat:innen-Ebene aus. Die mangelnde Reflexion und die rigiden Strukturen verhindern, dass Fachkräfte in der stationären Jugendhilfe angemessen mit der Thematik Männlichkeit bei ihren Adressat:innen umgehen können. Dabei wäre gerade bei den Jugendlichen in der stationären Jugendhilfe – aufgrund ihrer gesellschaftlichen Prekarität und ihrer besonderen Vulnerabilität im Jugendalter – eine Auseinandersetzung mit alternativen Männlichkeitsbildern von zentraler Bedeutung.

Abschliessend lässt sich festhalten, dass insbesondere die Tabuisierung der «patriarchalen Dividende» massgeblich dazu beiträgt, dass patriarchale Strukturen in der Sozialen Arbeit und speziell in der stationären Jugendhilfe aufrechterhalten werden. Das fehlende Bewusstsein männlicher Fachkräfte für ihre eigene Männlichkeit und deren Auswirkungen trägt dazu bei, traditionelle Männlichkeitsbilder bei den Jugendlichen zu fördern. Diese wiederum begünstigen die Entwicklung schädlicher Bewältigungsmuster.

Um die Bedeutung eines professionellen Umgangs mit Männlichkeit in der stationären Jugendhilfe aufzuzeigen, werden im Folgenden die Ergebnisse mit den Aufgaben und Verpflichtungen der Sozialen Arbeit verknüpft. Denn die Soziale Arbeit ist verpflichtet, diese Geschlechterungleichheiten als soziale Ungleichheiten und Ausgrenzungsverhältnisse anzuerkennen, sichtbar zu machen und aktiv anzugehen (vgl. Bereswill/Ehlert 2022: 218). Gemäss dem Berufskodex von AvenirSocial (vgl. 2010) muss die Soziale Arbeit gesellschaftliche Geschlechterverhältnisse und die damit verbundenen Zuschreibungen und Stereotypisierungen von Frauen und Männern kritisch reflektieren und Lösungsansätze entwickeln (vgl. Pieck 2018: 34). In der stationären Jugendhilfe tragen die Institutionen und die Fachkräfte die Verantwortung, die Rechte der Jugendlichen zu wahren, sie in ihrer Entwicklung zu unterstützen.

Die Erkenntnisse der vorliegenden Arbeit zeigen, dass in der stationären Jugendhilfe auf der strukturellen Ebene, der Fachkräfte-Ebene und der Adressat:innen-Ebene Geschlechterungleichheiten in Form von soziale Ungleichheiten und Ausgrenzungsverhältnisse vorliegen und die soziale Arbeit dazu verpflichtet ist dagegen vorzugehen.

Auf der strukturellen Ebene ist ein professioneller Umgang mit Männlichkeit aufgrund der bestehenden Rollenbilder und der Ungleichbehandlung von weiblichen sowie «unterdrückten» wie «marginalisierten» männlichen Fachkräften und Adressat:innen in Form von teils verdeckten Strukturen und Mechanismen essenziell für die Soziale Arbeit. Ein kritische Reflexion mit den patriarchalen Strukturen kann einerseits dazu beitragen, geschlechterspezifische Machtverhältnisse

abzubauen und andererseits der Reproduktion von hegemonialer Männlichkeit auf Fachkräfte-Ebene und auf Adressat:innen-Ebene entgegenzuwirken. Immens wichtig ist, dass Institutionen einen offenen Dialog über die «patriarchale Dividende» ermöglichen und fördern, so dass die vorher beschriebene Wechselwirkung der Reproduktion zwischen Fachkräfte-Ebene strukturelle Ebene durchbrochen werden kann. Dadurch kann zudem eine gerechtere Arbeitskultur geschaffen werden, welche die Attraktivität von geschlechteruntypischen Arbeitsfeldern in der Sozialen Arbeit für Männer erhöht, ohne dabei stereotype Rollenbilder zu reproduzieren.

Darüber hinaus ermöglicht ein reflektierter Umgang mit Männlichkeit, hegemoniale Männlichkeit reproduzierende Strukturen innerhalb der stationären Jugendhilfe, wie beispielsweise in den Bereichen Berufsintegration oder Freizeitangebote, sichtbar zu machen und gezielt anzugehen. Eine geschlechtergetrennte Organisation sollte grundsätzlich kritisch hinterfragt werden, da immer die Gefahr besteht, Geschlechterstereotype ungewollt zu reproduzieren. Zudem sollte verstärkt darauf geachtet werden, dass Mädchen und Jungen gleichermassen behandelt und gefördert werden. Gegen Ungleichbehandlungen durch Fachkräfte und Adressat:innen ist konsequent vorzugehen.

Die Bedeutung auf der Fachkräfte-Ebene in der stationären Jugendhilfe liegt besonders in der Rolle der Fachkräfte als Begleiter:innen und Vorbilder. Diese Rolle bringt eine grosse Verantwortung mit sich, da die Fachkräfte die geschlechtliche Identitätsbildung der Jugendlichen massgeblich beeinflussen. Durch einen professionellen Umgang mit Männlichkeit sollten sie befähigt werden, aktiv alternative Männlichkeitsbilder zu fördern, um negativen Bewältigungsmustern hegemonialer Männlichkeit entgegenzuwirken. Gleichzeitig unterstützt dieser professionelle Umgang die Fachkräfte dabei, geschlechtsspezifische Erwartungen ihrer Adressat:innen reflektiert zu adressieren, was insbesondere in der Arbeit mit männlichen Jugendlichen von grosser Bedeutung ist. Im Umgang mit Jugendlichen, die ein traditionelles, hegemoniales Männerbild vertreten, dürfen Fachkräfte keine stigmatisierenden Haltungen einnehmen. Vielmehr muss ein Bewusstsein dafür bestehen, dass solches Verhalten oft sicherheitsstiftende Bewältigungsmuster darstellt. Der Umgang männlicher Fachkräfte mit ihren männlichen Adressaten gestaltet sich dabei besonders anspruchsvoll, da vielen die Auseinandersetzung mit der eigenen Männlichkeit fehlt oder sie sich durch den gesellschaftlichen Diskursen unsicher sind. Ein professioneller Umgang mit Männlichkeit kann dazu beitragen, diese Unsicherheiten zu überwinden. Dies erfordert jedoch insbesondere von männlichen Fachkräften, ihre eigenen Verhaltensweisen kritisch zu reflektieren, um eine unbewusste Reproduktion hegemonialer Männlichkeitsmuster zu vermeiden. Zur kritischen Reflexion gehört auch, die eigene «patriarchale Dividende» offen zu thematisieren und Veränderungen aktiv voranzutreiben, um als Professionelle der Sozialen Arbeit gegen Geschlechterungleichheiten vorzugehen.

Die Bedeutung eines professionellen Umgangs mit Männlichkeit auf der Adressat:innen-Ebene ergibt sich vor allem aus der besonderen Empfänglichkeit Jugendlicher während der Adoleszenz für ihre Geschlechtsidentitätsbildung. Die Strukturen und Fachkräfte der Sozialen Arbeit spielen hierbei eine zentrale Rolle – insbesondere, da die Jugendlichen, im Spannungsfeld zwischen traditionellen und modernen Männlichkeitsbildern, eine kohärente Geschlechtsidentität entwickeln müssen. Die Verbreitung von hegemonialer Männlichkeit unter den Jugendlichen sowie die damit verbundenen, abwertenden Bewältigungsmuster verdeutlichen noch einmal die Notwendigkeit eines professionellen Umgangs mit Männlichkeit in der stationären Jugendhilfe.

Zusammenfassend ist ein professioneller Umgang mit Männlichkeit unverzichtbar, um verdeckte Strukturen und Mechanismen aufzudecken und gezielt anzugehen. Durch diesen Ansatz kann die Soziale Arbeit auf struktureller Ebene, auf der Ebene der Fachkräfte und im Umgang mit Adressat:innen gegen geschlechtliche Ungleichheiten vorgehen und präventiv Massnahmen ergreifen, damit keine schädlichen Bewältigungsmuster erlernt und reproduziert werden.

5.5. Kritische Reflexion der Studienlage

In der vorliegenden Literaturlage wurden Erkenntnisse aus verschiedenen Studien herangezogen und miteinander verglichen. Im Folgenden werde ich die für diese Arbeit wichtigsten Studien einer kritischen Reflexion unterziehen. Dazu werden diese schrittweise genauer betrachtet und anschliessend ein Resümee gezogen. Abschliessend werden in Anbetracht des Resümees die Ergebnisse dieser Arbeit kritisch diskutiert.

Die Studie von Petra Ganß (vgl. 2011) ist eine gut nachvollziehbare qualitative Untersuchung, die trotz ihres Alters für diese Arbeit von grosser Relevanz ist. Leider konnte ich keine neueren Studien mit einem ähnlichen Umfang finden. Obwohl die Studie mit ihren 13 Jahren älter ist als die in der Methode angestrebten zehn Jahre, liefert sie aufgrund ihrer Tiefe und der Einbindung theoretischer Ansätze wie der hegemonialen Männlichkeit weiterhin aussagekräftige Erkenntnisse zu Männlichkeit in der Sozialen Arbeit. Dennoch bleibt offen, wie sich das Männlichkeitsbild in den letzten 13 Jahren verändert hat. Die Studie basiert auf Leitfadenterviews, ergänzt durch einen soziodemografischen Kurzfragebogen (vgl. ebd.: 96). Befragt wurden 22 männliche Studierende einer konfessionellen Fachhochschule für Soziale Arbeit (vgl. ebd.: 100f.). Durch die qualitativen Interviews konnte Ganß viele verborgene Mechanismen sichtbar machen, die jedoch noch breiter untersucht werden müssten. Kritisch hinterfragt werden kann, inwiefern Männer aus konfessionellen Fachhochschulen repräsentativ für alle männlichen Sozialarbeitenden stehen.

Die Studie von Kessler und Stiehler (vgl. 2015) liegt im Vergleich zur Studie von Petra Ganß knapp innerhalb der angestrebten zehn Jahre. In dieser Untersuchung wurden 15 männliche ehemalige und noch in der Sozialen Arbeit tätige Absolventen der FHS St. Gallen befragt. Die Studie fokussierte

auf Themen wie die derzeitigen Tätigkeitsfelder, Positionen im Berufsfeld sowie die Zufriedenheit und Identifikation von Männern mit dem Berufsfeld der Sozialen Arbeit (vgl. ebd.: 203). Obwohl der Fokus nicht primär auf der Konstruktion von Männlichkeit und Geschlechterdifferenzen liegt, liefert die Studie wichtige Ergänzungen zur oben genannten Untersuchung, insbesondere durch ihre Aktualität und den spezifischen Bezug zur Schweiz.

Im Rahmen des breit angelegten ESF-Modellprogramms «Mehr Männer in Kitas» wurde eine Gruppe männlicher Kita-Mitarbeitender ein halbes Jahr lang in monatlichen Treffen begleitet. Ziel war es, Ansatzpunkte zur Verbesserung ihrer Situation als männliche Minderheit am Arbeitsplatz Kita zu finden und gendersensible sowie geschlechtsklischeefreie pädagogische Praktiken zu fördern. Michael May untersuchte das daraus entstandene Positionspapier und konnte wichtige Erkenntnisse ableiten (vgl. May 2016: 50). Kritisch ist jedoch anzumerken, dass keine Angaben über die Anzahl der Teilnehmenden und deren Hintergrund gemacht wurden und es somit an Transparenz fehlt.

Die aktuelle Studie von Silke Remiorz (vgl. 2021) untersuchte die Sozialisation und die Lebenswelten von Kindern in stationären Heimeinrichtungen in Nordrhein-Westfalen. Der Fokus lag dabei auf den Kategorien Geschlecht, Geschlechterstereotypen sowie sexueller Orientierung und Identität. Insgesamt wurden 26 Kinder und Jugendliche mittels qualitativer Interviews befragt (vgl. ebd.: 7). Diese gut nachvollziehbare und fundierte Studie liefert eine wichtige Perspektive auf die Sichtweise von Jugendlichen in der stationären Jugendhilfe bezüglich Männlichkeit. Besonders hervorzuheben ist, dass auch Mädchen zu ihrem Erleben und ihrer Perspektive auf Männlichkeit auf Fachkräfte- und Jugendebene befragt wurden. Zur Unterstützung und Ergänzung der qualitativen Interviews wurden auch quantitative Methoden herangezogen (vgl. ebd.: 121).

Die Studie von Jan Wienforth (vgl. 2015) untersuchte mittels Gruppendiskussionsverfahren den professionellen Habitus in der Jungenarbeit. Dabei lag der Fokus darauf, inwieweit diese rekonstruierten Handlungsorientierungen Potenzial zur Reproduktion hegemonialer und heteronormativer Geschlechterkonstruktionen haben (vgl. ebd.: 50). Das Sample wurde mittels eines rekonstruktiven sozialwissenschaftlichen Verfahrens erhoben und mithilfe der dokumentarischen Methode ausgewertet (vgl. ebd.: 51f.). Dabei wurden verschiedene theoretische Konzepte wie «doing gender» und «hegemoniale Männlichkeit» einbezogen (vgl. ebd.: 13–24). Die Studie gibt wertvolle Einblicke in die Reproduktion und Dekonstruktion von Männlichkeitsbildern in der Jungenarbeit und beleuchtet einen wichtigen Bereich dieses Themenfeldes. Obwohl die Studie innerhalb der angestrebten zehn Jahre liegt, ist sie mit ihren neun Jahren bereits älter, und es könnte sich in den letzten Jahren einiges verändert haben.

Die aktuelle und theoretisch gut fundierte ethnografische Studie von Tobias Studer, Sevda Can Güneş und Gisela Hauss untersucht das Thema Männlichkeit in Berufsbildungsheimen und beleuchtet damit einen weiteren zentralen Bereich innerhalb der stationären Jugendhilfe (vgl. Studer 2020). Die Datenerhebung erfolgte durch teilnehmende Beobachtungen in vier verschiedenen Einrichtungen in der Schweiz und wurde anschliessend vertieft reflektiert (vgl. ebd.: 151).

Auch die Studie von Marc Thielen (vgl. 2014) basiert auf einer ethnografischen Forschungsmethode, bei der ebenfalls teilnehmende Beobachtungen durchgeführt wurden. Ergänzend hierzu hat Thielen (vgl. ebd.: 175f.) Expert:inneninterviews mit Lehrkräften sowie Gruppendiskussionen mit Schüler:innen durchgeführt, was der Studie eine zusätzliche methodische Tiefe verleiht. Im Gegensatz zu den anderen Studien stammt Thielen's Arbeit nicht direkt aus dem Bereich der Sozialen Arbeit, sondern aus dem pädagogischen Kontext. Aufgrund der engen Verflechtung zwischen stationärer Jugendhilfe, Arbeitsintegration und Schule weist die Studie dennoch eine hohe Relevanz auf und ergänzt die zuvor genannte Untersuchung sinnvoll. Kritisch anzumerken ist jedoch, dass die Studie mit knapp zehn Jahren ebenfalls an der Grenze des angestrebten Zeitrahmens liegt, was ihre Aussagekraft hinsichtlich aktueller Entwicklungen etwas einschränkt.

Die kritische Reflexion der Studienlage verdeutlicht, dass ein professioneller Umgang mit Männlichkeit in der stationären Jugendhilfe ein bedeutsames, jedoch bisher nur punktuell untersuchtes Thema darstellt. Die vorhandenen Studien stammen fast ausschliesslich aus dem Bereich der Sozialen Arbeit und decken durch ihre thematische Breite und unterschiedlichen Perspektiven wichtige Teilaspekte ab. In ihrer Gesamtheit sind sie daher sehr relevant für die vorliegende Arbeit. Dennoch konzentrieren sich nahezu alle Studien ausschliesslich auf Männer, wodurch die Perspektive und der Beitrag von Frauen in dieser Arbeit aufgrund der Studienlage unzureichend berücksichtigt werden.

Die Ergebnisse der Studien stehen nicht im Widerspruch zueinander und bauen inhaltlich gut aufeinander auf, wodurch eine solide Grundlage für weiterführende Untersuchungen geschaffen wird. Allerdings ist anzumerken, dass es sich bei den meisten Studien um qualitative oder ethnografische Forschungsarbeiten handelt. Die Ergebnisse dieser Ansätze sind nur eingeschränkt generalisierbar und bedürfen einer breiteren Validierung durch quantitativ ausgerichtete Studien oder grössere Stichproben. Die Verbreitung traditioneller Männlichkeitsbilder in der stationären Jugendhilfe lässt sich daher nur schwer exakt quantifizieren. Dennoch zeigen die Studien deutlich, dass hegemoniale Männlichkeit in diesem Arbeitsfeld weiterhin präsent ist. Darüber hinaus muss bei qualitativen und ethnografischen Ansätzen bedacht werden, dass die Forschenden durch ihre aktive Rolle in den Untersuchungen und die persönliche Perspektive die Ergebnisse beeinflussen können. Ein weiterer kritischer Punkt betrifft die Aktualität der Studienlage. Einige Untersuchungen sind bereits etwa zehn Jahre alt, was die Abdeckung aktueller gesellschaftlicher Entwicklungen und Veränderungen

in den Vorstellungen von Männlichkeit einschränkt. Viele Studien legen den Schwerpunkt auf die problematischen und negativen Aspekte von Männlichkeitskonstruktionen. Diese Perspektive wurde auch in dieser Arbeit primär aufgenommen. Für zukünftige Forschungen wäre es jedoch wichtig, verstärkt positive Ansätze und Ressourcen von Männlichkeit zu betrachten. Abschliessend ist anzumerken, dass lediglich zwei der sieben erwähnten Studien in der Schweiz durchgeführt wurden. Auch wenn die übrigen Studien aus Deutschland stammen und aufgrund der ähnlichen Ausrichtung der Sozialen Arbeit in beiden Ländern vermutlich weitgehend auf die Schweiz übertragbar sind, ist eine Validierung der Ergebnisse im Schweizer Kontext erforderlich.

Insgesamt lässt sich festhalten, dass trotz der hohen Relevanz der vorliegenden Studien weiterer Forschungsbedarf besteht, um aktuelle Entwicklungen aufzugreifen und eine umfassendere Betrachtung von Männlichkeitskonstruktionen in der Sozialen Arbeit, speziell in der stationären Jugendhilfe, zu ermöglichen. Dennoch verdeutlichen die aussagekräftigen Studien aus dem deutschsprachigen Raum die anhaltende Bedeutung des Themas «Männlichkeit» in der stationären Jugendhilfe in der Schweiz und zeigen klar auf, dass in diesem Bereich Handlungsbedarf besteht.

In Anbetracht des Resümees der Studienlage sollten die Erkenntnisse dieser Bachelorarbeit mit Vorsicht betrachtet werden. Insbesondere vor dem Hintergrund der sich abzeichnenden Veränderungen des Männlichkeitsbildes ist kritisch zu prüfen, inwiefern das Konzept der hegemonialen Männlichkeit weiterhin geeignet ist, um die Strukturen der Sozialen Arbeit zu analysieren, oder ob dieses Konzept durch ein aktuelleres und angemesseneres Modell ergänzt oder ersetzt werden sollte.

Ferner kann die Wahl der drei Ebenen – die strukturelle Ebene, die Fachkräfte-Ebene und die Adressat:innen-Ebene – als Grundlage für die Untersuchung kritisch hinterfragt werden. Insbesondere zeigt sich, dass die Bedeutung der Gesellschaft in dieser Arbeit nur unzureichend berücksichtigt wurde. Es erscheint daher sinnvoll, zukünftig eine vierte Ebene, die gesellschaftliche Ebene, in Betracht zu ziehen. Böhnisch (vgl. 2020: 44f.) schlägt in diesem Zusammenhang eine kontinuierliche Reflexion und Untersuchung von Männlichkeit in der Sozialen Arbeit auf den folgenden drei Ebenen vor:

1. **Die Interaktionsebene:** Diese bezieht sich auf die Beziehung zwischen Fachkräften und männlichen Adressat:innen.
2. **Die institutionelle Ebene:** Sie umfasst den Umgang von Institutionen mit der Thematik Männlichkeit.
3. **Die gesellschaftliche Ebene:** Diese prägt durch ihre Definitionen von Männlichkeit massgeblich die Wahrnehmung und Strukturen der Sozialen Arbeit.

Durch den Einbezug der gesellschaftlichen Ebene könnten weiterführende Aussagen über die Konstruktion und die Auswirkungen von Männlichkeit in der Sozialen Arbeit getroffen werden.

6. Fazit

In dieser Arbeit wurde aufgezeigt, dass Geschlecht, insbesondere Männlichkeit, ein zentrales Distinktionsmerkmal darstellt, das in der Sozialen Arbeit und besonders in der stationären Jugendhilfe tief verankert ist. Die Analyse zeigt eine Verwobenheit der Thematik auf der strukturellen Ebene, der Fachkräfte-Ebene und der Adressat:innen-Ebene. Es wird klar ersichtlich, dass sowohl die Strukturen in der stationären Jugendhilfe, die Haltung der Fachkräfte als auch die Identitätsbildung der Jugendlichen von hegemonialen Männlichkeitsvorstellungen geprägt sind. Die traditionellen Männlichkeitsbilder werden durch gesellschaftliche Kontexte, institutionelle Strukturen, die Fachkräfte und die Jugendlichen selbst reproduziert. Dadurch werden geschlechtsspezifische Stereotypen verstärkt und soziale Ungleichheiten gefestigt. Besonders in geschlechtergetrennten Kontexten oder bei Programmen zur Arbeitsintegration treten hegemoniale Männlichkeitsstrukturen deutlich hervor. Ein professioneller Umgang mit Männlichkeit ist in der stationären Jugendhilfe daher von entscheidender Bedeutung, um verdeckte Mechanismen aufzudecken und ihnen aktiv entgegenzuwirken. Es besteht somit eine dringende Notwendigkeit zur Reflexion von Männlichkeit auf den vorher genannten Ebenen. Und es wird deutlich, dass eine breite Herangehensweise erforderlich ist, um präventiv gegen schädliche Bewältigungsmuster vorzugehen und geschlechtliche Ungleichheiten in der Sozialen Arbeit nachhaltig abzubauen. Die Ergebnisse dieser Arbeit zeigen nachdrücklich, dass Männlichkeit als Distinktionsmerkmal in der Theorie, Lehre und Praxis stärker thematisiert werden muss, um die Professionalität der Sozialen Arbeit nachhaltig zu fördern. Dabei darf jedoch nicht ausser Acht gelassen werden, dass Männlichkeit nur eines von vielen Distinktionsmerkmalen ist, die intersektional wirken und daher auch intersektional betrachtet werden müssen.

Im Verlauf dieser Bachelorarbeit wurde mir als Mann, der seit einigen Jahren in der stationären Jugendhilfe tätig ist, bewusst, dass ich viele der Verhaltensweisen und Ansichten, die ich hier kritisch betrachte, selbst verkörpere. Meine beruflichen Erfahrungen, meine eigenen Handlungen und meine Gefühlswelt haben mir die Tragweite und die Tabuisierung dieser Thematik in der Praxis der stationären Jugendhilfe verdeutlicht. Die Auseinandersetzung mit hegemonialer Männlichkeit hat meine Wahrnehmung geschlechtsspezifischer Dynamiken geschärft und mir gezeigt, wie wichtig es ist, die Bereitschaft zu entwickeln, sich mit den eigenen Privilegien auseinanderzusetzen und diese zu enttabuisieren.

Aufgrund des Umfangs der Thematik war es nicht möglich, in dieser Arbeit auf alle relevanten Aspekte einzugehen, die mit Männlichkeit und der stationären Jugendhilfe in Verbindung stehen. Neben dem fehlenden Einbezug gesellschaftlicher Aspekte lag der Fokus primär auf den Jugendlichen als Adressat:innen, während deren Familiensystem und weiteres soziales Umfeld kaum berücksichtigt wurden. Auch der Diskurs, der eine stärkere Präsenz von Männern in der Sozialen

Arbeit fordert, wurde nur am Rande thematisiert. Eine detaillierte Analyse dieses Diskurses wäre jedoch sicherlich interessant gewesen, da sie weitere Männlichkeitskonstruktionen in der Sozialen Arbeit aufzeigen könnte.

Während der Literatur- und Studiensuche zeigte sich, dass die Thematik «Männlichkeit in der stationären Jugendhilfe» noch kaum untersucht wurde, obwohl «Männlichkeit» seit längerer Zeit Gegenstand sozialarbeiterischer Diskurse ist. So fordern auch Instanzen wie Böhnisch (vgl. 2020: 44f.) und Meuser (vgl. 2022a: 383) bereits länger, die Thematik systematisch zu erforschen. Diese Forderungen wurden bislang jedoch weder in Theorie, Lehre noch Praxis ausreichend umgesetzt. Die Ergebnisse dieser Arbeit verdeutlichen nochmals, dass diese Umsetzung dringend notwendig ist. Daher gibt es zahlreiche Aspekte im Zusammenhang mit Männlichkeit und Sozialer Arbeit, die auf theoretischer und forschungsbezogener Ebene intensiver untersucht werden sollten, um ein besseres Verständnis und mehr Klarheit zu gewinnen. Im Folgenden werde ich auf die Aspekte eingehen, die mir am wichtigsten erscheinen.

- Es ist erforderlich, Männlichkeitskonstruktionen innerhalb der Sozialen Arbeit im Kontext der sich verändernden gesellschaftlichen Strukturen und wandelnden Männlichkeitsvorstellungen kontinuierlich zu analysieren.
- Zudem ist es dringend nötig, zu untersuchen, wie Fachpersonen und Institutionen der Sozialen Arbeit die in dieser Thesis geforderte Bewusstseinsbildung konkret vorantreiben können und welche konkreten Massnahmen sie im Alltag ergreifen könnten, um der beschriebenen Ungleichheit entgegenzuwirken.
- Weiter ist es wichtig, nicht nur die Rolle und das Handeln männlicher Adressat:innen und Fachkräfte zu berücksichtigen, sondern auch die Perspektive von Mädchen, Frauen non-binären Personen und weiteren Geschlechteridentitäten miteinzubeziehen, um ein umfassenderes Verständnis zu schaffen.
- Ferner gibt es aufgrund der Geschlechtersegregation innerhalb der Sozialen Arbeit signifikante Unterschiede zwischen Männlichkeitskonstruktionen in den verschiedenen Tätigkeitsfeldern, die einzeln untersucht werden sollten. Für die stationäre Jugendhilfe bedeutet dies, dass unterschiedliche Bereiche wie Schulheime, betreutes Wohnen oder Arbeitsintegrationsheime einzeln analysiert werden müssen, um Reproduktions- und Verdeckungsmechanismen aufzudecken und daraus spezifische Implikationen für Lehre und Praxis abzuleiten.
- Des Weiteren sollte die Forschung, die sich auf Adressat:innen konzentriert, auch deren System einbeziehen. Geschlecht und Männlichkeit sind tief verwobene Konstrukte, die stark durch das Umfeld geprägt werden. Untersuchungen zum Einfluss von Familie, Peers und sozialen Netzwerken könnten daher weitere wertvolle Erkenntnisse liefern.

Dabei ist es wichtig, dass neben qualitativen und ethnografischen Methoden auch quantitative Ansätze berücksichtigt werden, um breitere und aussagekräftigere Erkenntnisse zu gewinnen.

Auch für die Lehre der Sozialen Arbeit lassen sich aufgrund dieser Arbeit zentrale Schlussfolgerungen ziehen. Geschlecht und insbesondere das Distinktionsmerkmal Männlichkeit sollten im Studium der Sozialen Arbeit vertieft behandelt werden. Es ist essenziell, dass gendersensible Ansätze vermittelt werden und Studierende genderspezifische Reflexionsfähigkeiten bereits während ihrer Ausbildung erlernen.

In der Praxis der Sozialen Arbeit sollten Institutionen ihre eigenen Strukturen im Hinblick auf hegemoniale Männlichkeit kritisch hinterfragen und gegebenenfalls Veränderungsprozesse einleiten. Fachkräfte müssen in ihrer geschlechtersensiblen Reflexion aktiv unterstützt werden, um der Reproduktion schädlicher Bewältigungsmustern und der damit verbundenen Ungleichheit entgegenzuwirken.

Darüber hinaus sollte die Soziale Arbeit ihrer politischen Verantwortung nachkommen, indem sie sich verstärkt auf politischer Ebene gegen geschlechtliche Ungleichheiten einsetzt und auf diese Thematik aufmerksam macht. Denn nur durch gesellschaftliche Veränderungen können nachhaltige Fortschritte in den verstrickten Problematiken rund um Männlichkeit erzielt werden.

Am Bedeutendsten erscheint mir jedoch, auf allen drei untersuchten Ebenen einen offenen Diskurs über Männlichkeit und die damit verbundenen Erwartungen, Privilegien und negativen Bewältigungsmuster zu führen. Ein solcher Diskurs ist entscheidend, um der vorherrschenden Tabuisierung entgegenzuwirken und Veränderungsprozesse überhaupt anzustossen.

Auf Grundlage dieses Ausblicks lassen sich verschiedene weiterführende Fragestellungen ableiten. Im Folgenden werde ich jeweils zwei zentrale Fragestellungen für die Bereiche Forschung, Lehre und Praxis in der stationären Jugendhilfe formulieren:

Fragestellungen für die Forschung:

- Wie entwickeln sich Männlichkeitskonstruktionen innerhalb der Sozialen Arbeit im Kontext sich wandelnder gesellschaftlicher Strukturen und Vorstellungen von Geschlecht?
- Wie können Fachkräfte der Sozialen Arbeit gezielt unterstützt werden, um ihre Männlichkeit und die damit verbundenen Privilegien kritisch zu reflektieren?

Fragestellungen für die Lehre:

- Wie können Genderkompetenzen effektiv in das Studium der Sozialen Arbeit integriert werden?
- Welche Kompetenzen kennzeichnen einen professionellen Umgang mit «Männlichkeit» in der Sozialen Arbeit und wie können diese an Studierende der Sozialen Arbeit vermittelt werden?

Fragestellungen für die Praxis:

- Wie können in stationären Einrichtungen der Jugendhilfe interne Strukturen so angepasst werden, dass geschlechtsspezifische Stereotype abgebaut werden?
- Wie können Institutionen der stationären Jugendhilfe dazu beitragen, die kritische Reflexion von Männlichkeit und den damit verbundenen Privilegien ihrer Mitarbeitenden zu fördern?

Abschliessend lässt sich festhalten, dass in dieser Bachelorthesis die zentrale Bedeutung eines reflektierten und professionellen Umgangs mit Männlichkeit in der stationären Jugendhilfe deutlich gemacht wurde. Die Ergebnisse zeigen, wie Geschlechterkonstruktionen durch institutionelle Strukturen und Handlungsweisen von Fachkräften teils unbewusst reproduziert werden. Daher ist eine kritische Auseinandersetzung mit hegemonialen Männlichkeitskonzepten nicht nur für die Jugendlichen, sondern insbesondere auch für die Fachkräfte der Sozialen Arbeit von zentraler Bedeutung. Die Erkenntnisse dieser Arbeit bieten eine fundierte Grundlage für weiterführende Forschung und unterstreichen die Notwendigkeit einer kontinuierlichen Reflexion und Weiterentwicklung der Praxis, um einen professionellen Umgang mit Männlichkeit zu fördern. Diese Arbeit gibt Impulse, wie durch bewusste Reflexion und geschlechtersensible Ansätze soziale Ungleichheiten abgebaut werden können, und leistet damit einen Beitrag zur Professionalisierung der Sozialen Arbeit.

7. Literaturverzeichnis

AvenirSocial (2010). Berufskodex Soziale Arbeit, Ein Argumentarium für die Praxis. Bern: AvenirSocial.

Bereswill, Mechthild/Ehlert, Gudrun (2017). Frauenberuf oder (Male) Profession? Zum Verhältnis von Profession und Geschlecht in der Sozialen Arbeit. In: Bütow, Birgit/Munsch, Chantal (Hg.). Soziale Arbeit und Geschlecht: Herausforderung jenseits von Universalisierung und Essentialisierung. 2. korrigierte Aufl. Münster: Westfälisches Dampfboot. S. 92–107.

Bereswill, Mechthild/Ehlert, Gudrun (2022). Geschlecht. In: Ehlert, Gudrun/Funk, Heide/Stecklina, Gerd (Hg.). Grundbegriffe Soziale Arbeit und Geschlecht. 2., vollständig überarbeitete Aufl. Weinheim/Basel: Beltz Juventa. S. 214–218.

Böhnisch, Lothar (2013). Männliche Sozialisation: Eine Einführung. 2., überarbeitete Aufl. Weinheim/Basel: Beltz Juventa.

Böhnisch, Lothar (2015). Pädagogik und Männlichkeit: eine Einführung. Weinheim/Basel: Beltz Juventa.

Böhnisch, Lothar (2020). Männer und Männlichkeit in der Sozialen Arbeit. In: Hammerschmidt, Peter/Sagebiel, Juliane Beate/Stecklina, Gerd (Hg.). Männer und Männlichkeiten in der Sozialen Arbeit. 1. Aufl. Weinheim/Basel: Beltz Juventa. S. 44–55.

Bundesamt für Statistik (2024). Abschlüsse an den Fachhochschulen (ohne PH) nach Jahr, Examenstufe, Fachrichtung, Geschlecht und Hochschule. URL: https://www.pxweb.bfs.admin.ch/pxweb/de/px-x-1503040200_111/px-x-1503040200_111/px-x-1503040200_111.px/table/tableViewLayout2/ [Zugriffsdatum: 02. Dezember 2024].

Bütow, Birgit (2022). Jugend. In: Ehlert, Gudrun/Funk, Heide/Stecklina, Gerd (Hg.). Grundbegriffe Soziale Arbeit und Geschlecht. 2., vollständig überarbeitete Aufl. Weinheim/Basel: Beltz Juventa. S. 291–295.

Connell, Raewyn (2015). Der gemachte Mann: Konstruktion und Krise von Männlichkeiten. 4. durchgesehene und erweiterte Aufl. Wiesbaden: Springer VS.

Eberitzsch, Stefan (2023). Stationäre Erziehungshilfen in der Schweiz Eine Einführung in Strukturen, Konzepte, Forschung sowie rechtliche Rahmungen von Partizipation. In: Eberitzsch, Stefan/Rohrbach, Julia/Keller, Samuel (Hg.). Partizipation in stationären Erziehungshilfen: Perspektiven, Bedarfe und Konzepte in der Schweiz. 1. Aufl. Weinheim/Basel: Beltz Juventa. S. 37–48.

Fritzsche, Christopher (2024). Die Modernisierung hegemonialer Männlichkeit und die Bedeutung dieser Entwicklung für das Verständnis von Antifeminismus. In: FZG – Freiburger Zeitschrift für GeschlechterStudien. 30. Jg. (1–2024). S. 113–128. DOI: 10.3224/fzg.v30i1.09.

Ganß, Petra (2011). Männer auf dem Weg in die Soziale Arbeit – Wege nach oben?: Die Konstruktion von 'Männlichkeit' als Ressource der intraberuflichen Geschlechtersegregation. Opladen/Farmington Hills MI: Budrich UniPress.

- Ganß, Petra (2020). Wo sind die Männer? Einblicke in die Datenlage zur Geschlechtersegregation in der Sozialen Arbeit. In: Hammerschmidt, Peter/Sagebiel, Juliane Beate/Stecklina, Gerd (Hg.). Männer und Männlichkeiten in der Sozialen Arbeit. 1. Aufl. Weinheim/Basel: Beltz Juventa. S. 56–74.
- Gildemeister, Regine (2010). Doing Gender: Soziale Praktiken der Geschlechterunterscheidung. In: Becker, Ruth/Kortendiek, Beate/Budrich, Barbara/Lenz, Ilse/Metz-Göckel, Sigrid/Müller, Ursula/Schäfer, Sabine (Hg.). Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung: Theorie, Methoden, Empirie. 3., erweiterte und durchgesehene Aufl. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. S. 137–145.
- Gildemeister, Regine/Günther, Robert (2008). Geschlechterdifferenzierungen in lebenszeitlicher Perspektive. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Gildemeister, Regine/Günther, Robert (2022). Doing Gender. In: Ehlert, Gudrun/Funk, Heide/Stecklina, Gerd (Hg.). Grundbegriffe Soziale Arbeit und Geschlecht. 2., vollständig überarbeitete Aufl. Weinheim/Basel: Beltz Juventa. S. 130–133.
- Graßhoff, Gunther (2015). Adressatinnen und Adressaten der Sozialen Arbeit: Eine Einführung. Wiesbaden: Springer Fachmedien Wiesbaden.
- Hering, Sabine (2006). Differenz oder Vielfalt? - Frauen und Männer in der Geschichte der Sozialen Arbeit. In: Zander, Margherita/Hartwig, Luise/Jansen, Irma (Hg.). Geschlecht Nebensache? zur Aktualität einer Gender-Perspektive in der sozialen Arbeit. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. S. 18–32.
- Hirschfeld, Heidi/Rein, Angela/Schnurr, Stefan (2022). Stationäre Hilfen zur Erziehung – Aktuelle Fachdiskurse, Entwicklungsthemen, Denkanstöße. o.O.: Hochschule für Soziale Arbeit FHNW.
- Hurrelmann, Klaus/Quenzel, Gudrun (2022). Lebensphase Jugend: Eine Einführung in die sozialwissenschaftliche Jugendforschung. 14., überarbeitete Aufl. Weinheim/Basel: Beltz Juventa.
- Jungbauer, Johannes (2017). Entwicklungspsychologie des Kindes- und Jugendalters: ein Lehrbuch für Studium und Praxis sozialer Berufe. 1. Aufl. Weinheim/Basel: Beltz Juventa.
- Kalkstein, Fiona/Pickel, Gert/Niendorf, Johanna (2024). Antifeminismus und Antisemitismus eine autoritär motivierte Verbindung? In: Decker, Oliver/Kiess, Johannes/Heller, Aylene/Brähler, Elmar (Hg.). Vereint im Ressentiment: Autoritäre Dynamiken und rechtsextreme Einstellungen: Leipziger Autoritarismus Studie 2024. Gießen: Psychosozial-Verlag. S. 161–180.
- Kamm, Harald (2022). Metamorphosen – (un-)gewisse Gedanken zur Geschlechtsidentität. In: Forum der Psychoanalyse. 38. Jg. (1). S. 33–47. DOI: 10.1007/s00451-022-00456-x.
- Kessler, Rita/Stiehler, Steve (2015). Mehr Männer fürs Studium der Sozialen Arbeit. In: Graf, Ursula/Knill, Thomas/Schmied, Gabriella/Stiehler, Steve (Hg.). Männer in der Sozialen Arbeit - Schweizer Einblicke. Berlin: Frank & Timme. S. 201–214.

- King, Vera (2022). Adoleszenz. In: Ehlert, Gudrun/Funk, Heide/Stecklina, Gerd (Hg.). Grundbegriffe Soziale Arbeit und Geschlecht. 2., vollständig überarbeitete Aufl. Weinheim/Basel: Beltz Juventa. S. 20–24.
- May, Michael (2016). Wider die Reduzierung von Erziehern auf ihre Männlichkeit: Der Versuch von Männern in Kitas, Geschlechterklischees zu überwinden. In: Sozial Extra. 40. Jg. (2). S. 50–53. DOI: 10.1007/s12054-016-0029-9.
- Meuser, Michael (2022a). Männlichkeit(en). In: Ehlert, Gudrun/Funk, Heide/Stecklina, Gerd (Hg.). Grundbegriffe Soziale Arbeit und Geschlecht. 2., vollständig überarbeitete Aufl. Weinheim/Basel: Beltz Juventa. S. 380–383.
- Meuser, Michael (2022b). Hegemoniale Männlichkeit. In: Ehlert, Gudrun/Funk, Heide/Stecklina, Gerd (Hg.). Grundbegriffe Soziale Arbeit und Geschlecht. 2., vollständig überarbeitete Aufl. Weinheim/Basel: Beltz Juventa. S. 256–259.
- Pieck, Nadine (2018). Gender und Macht in der Sozialen Arbeit: Wie lässt sich Geschlecht als soziale Kategorie in der Sozialen Arbeit reflektieren? In: Sozial Extra. 42. Jg. (5). S. 31–35. DOI: 10.1007/s12054-018-0085-4.
- Piller, Edith Maud/Schnurr, Stefan (2013). Forschung zur schweizerischen Kinder- und Jugendhilfe – eine Einleitung. In: Piller, Edith Maud/Schnurr, Stefan (Hg.). Kinder- und Jugendhilfe in der Schweiz: Forschung und Diskurse. Wiesbaden: Springer VS. S. 7–22.
- Rein, Angela (2020). Normalität und Subjektivierung: Eine biographische Untersuchung im Übergang aus der stationären Jugendhilfe. Bielefeld: transcript Verlag.
- Remiorz, Silke (2021). Sozialisation und Lebenswelten von Kindern und Jugendlichen in Familie und stationären Heimeinrichtungen: Eine empirische Studie zu Geschlecht und geschlechtersensibler Pädagogik. Hamburg: Verlag Dr. Kovac GmbH.
- Rerrich, Maria S. (2010). Soziale Arbeit als Frauenberuf: der lange Weg zur Gendered Profession. In: Engelfried, Constance/Voigt-Kehlenbeck, Corinna (Hg.). Gendered Profession: Soziale Arbeit vor neuen Herausforderungen in der zweiten Moderne. 1. Aufl. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. S. 91–108.
- Resch, Franz (2016). Identität und Ablösung – Entwicklungsaufgaben der Adoleszenz. In: Swiss Archives of Neurology, Psychiatry and Psychotherapy. 167. Jg. (05). S. 137–146. DOI: 10.4414/sanp.2016.00411.
- Rieder, Anita/Lohff, Brigitte (2008). Einleitung: Gender Medizin – eine neue Disziplin? In: Rieder, Anita/Lohff, Brigitte (Hg.). Gender Medizin: geschlechtsspezifische Aspekte für die klinische Praxis. 2., überarbeitete und erweiterte Aufl. Wien: Springer-Verlag. S. 1–12.
- Schmocker, Beat (2021). Geschichte und aktuelles Verständnis der Sozialen Arbeit »Vom barmherzigen Samariter zur professionalisierten Berufstätigkeit von heute«. URL: <https://www.beat-schmocker.ch/bibliothek> [Zugriffsdatum: 02. Dezember 2024].

Stecklina, Gerd (2020). Diskurse zu Männlichkeit(en) und Männer im Kontext der Sozialen Arbeit. In: Hammerschmidt, Peter/Sagebiel, Juliane Beate/Stecklina, Gerd (Hg.). Männer und Männlichkeiten in der Sozialen Arbeit. 1. Aufl. Weinheim/Basel: Beltz Juventa. S. 75–94.

Stecklina, Gerd/Wienforth, Jan (2016). Geschlecht – Jungen: Jungenarbeit im Kontext der Kinder- und Jugendhilfe. In: Schröer, Wolfgang/Struck, Norbert/Wolff, Mechthild (Hg.). Handbuch Kinder- und Jugendhilfe. 2., überarbeitete Aufl. Weinheim/Basel: Beltz Juventa. S. 365–366.

Strahl, Benjamin/Theile, Manuel (2021). Heimerziehung. URL: <https://www.socialnet.de/lexikon/Heimerziehung> [Zugriffsdatum: 17. Dezember 2024].

Studer, Tobias (2020). Ein ethnographischer Zugang zu Geschlecht als soziales Distinktionsmerkmal: Männlichkeit unter Bedingungen gesellschaftlicher Prekarität. In: Kubandt, Melanie/Schütz, Julia (Hg.). Methoden und Methodologien in der Erziehungswissenschaftlichen Geschlechterforschung. Opladen/Berlin/Toronto: Verlag Barbara Budrich. S. 144–159.

Thielen, Marc (2014). Männlichkeit verpflichtet. Die pädagogische Bearbeitung randständiger Männlichkeit im Zuge der Herstellung von Ausbildungsreife in der Berufsvorbereitung. In: Budde, Jürgen/Thon, Christine/Walgenbach, Katharina (Hg.). Männlichkeiten: Geschlechterkonstruktionen in pädagogischen Institutionen. Opladen/Berlin/Toronto: Verlag Barbara Budrich. 26. Jg. S. 171–184.

Thym, Anika/Luterbach, Matthias/Baumgarten, Diana/Peitz, Martina (2021). Einleitung: Männer*, Männlichkeiten und die Schweiz. In: AG Transformation von Männlichkeiten (Hg.). Zeitdiagnose Männlichkeiten Schweiz. Zürich/Genf: Seismo Verlag AG.

West, Candace/Zimmerman, Don H. (1987). Doing Gender. In: Gender & Society. 1. Jg. (2). S. 125–151. DOI: 10.1177/0891243287001002002.

Westheuser, Linus (2015). Männer, Frauen und Stefan Hirschauer. Undoing gender zwischen Praeologie und rhetorischer Modernisierung. In: GENDER – Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft. 7. Jg. (3). S. 109–125.

Wienforth, Jan (2015). Professioneller Habitus in der Jungen_arbeit: Zwischen Reproduktion und Dekonstruktion bestehender Geschlechterkonstruktionen. Opladen/Berlin/Toronto: Budrich Uni-Press.

Zentrum Erlenhof (2024). Erlenhof | Zentrum. URL: <https://www.erlenhof-bl.ch> [Zugriffsdatum: 17. Dezember 2024].